



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

out-2-

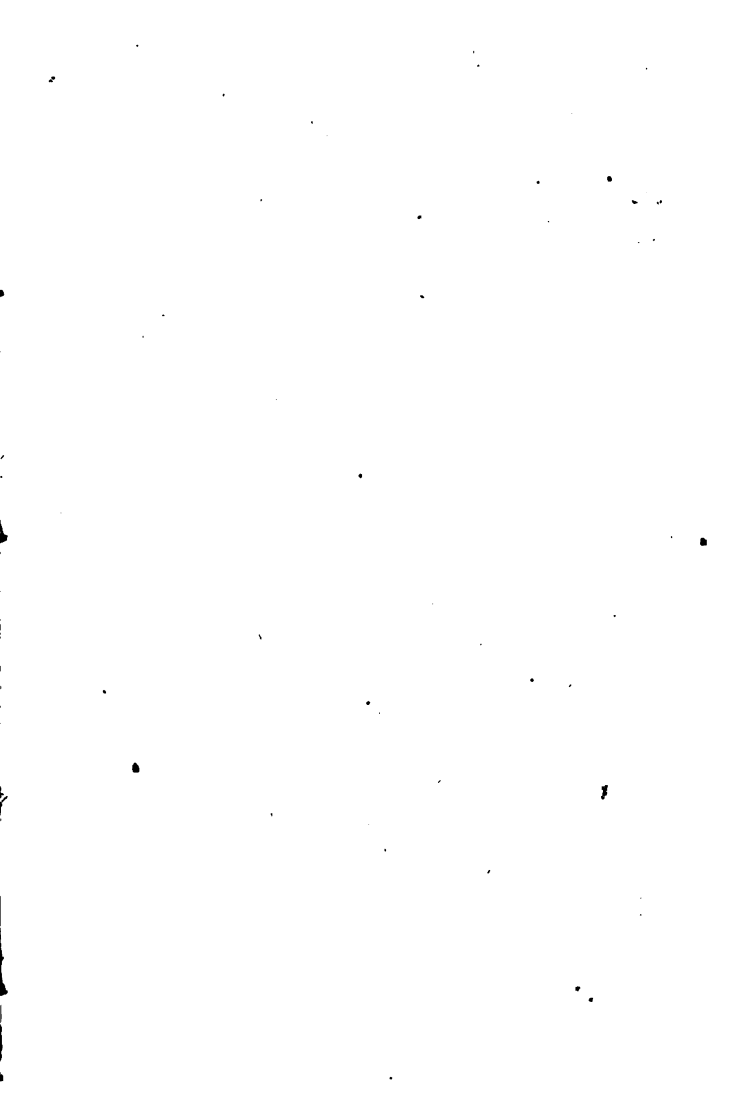
~~UNS. 162 c. 15~~



Vet. Ger. III A. 76



L. Gougeon
1879.



Deutsche
Unterhaltungs-Bibliothek.

Erste Serie.

Erster Band:

Ja in Heapel.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Sanke.


Da in Neapel.



Von

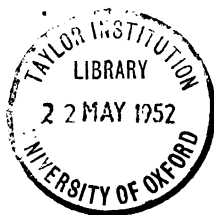
Wilibald Alexis

(W. Häring).



Berlin, 1860.

Druck und Verlag von Otto Fante.



Nach meiner ersten Krankheit — ich möchte sagen mit dem ersten Erwachen aus derselben — stand fast in dämonischer Klarheit ein Sittengemälde aus der bewegten Gegenwart vor meinem innern Auge, daß ich es nicht wieder verschrecken konnte.

Jemehr ich dagegen rang — vielleicht weil ich es nur als ein Dunstgebilde aus dem Krankheitsstoffe betrachtete — um so deutlicher entfaltete es sich, bis ich nicht mehr Herr war. Ich mußte es in die Hand nehmen, sobald ich arbeiten durfte. Arbeiten ist ein guter Exorcismus gegen Gespenster. Sie wichen aber nicht; die Figuren, Charactere, Situationen, das Gewebe und Gerüste hoben sich zu plastischer Wirklichkeit, sie quälten mich Tag und Nacht, daß das Arbeiten

nicht mehr genügte; ich mußte als Poet und Maler mich der Bilder bemächtigen, oder ward von ihnen bemächtigt?

Es ward zum Roman. — Wenn er wird? Die ersten Bilder, Gedanken, Situationen, auch der rothe Faden, alles, die erste Geburt, ward nicht verlöscht, im Gegentheil lebendiger, sie sprudeln immer reicher aus der ersten Quelle, aber — der Mechanismus des Schreibens, der Wortbildung, machten und machen mir noch unfägliche Mühe. Vergleiche ich es doch oft, wie ein alter Autor mit eisernen Griffeln seine Buchstaben auf Wachstafeln oder Stein radiren mußte!

Ob und wie unter solchem mühsamen Ringen mit dem Material, ich sage nicht das Product, aber die Harmonie der Theile, der Duft der Diction, leiden müsse, mögen dereinst die Leser entscheiden, wenn es dazu kommt. Evident ist nur, daß einen mehrbändigen Roman mit Keilschrift zu setzen, etwas Zeit kosten mußte! Man nimmt an, daß der Verfasser Romane immer mit fließender Dinte geschrieben hatte, eben wie der Leser gewöhnt ist, mit Fingern und Blicken zu blättern, um nur bald bis zum Ende zu kommen.

Das Ende des meinigen kann ich kaum absehn. Seit dem Jahre 1856 arbeite ich daran, und werde zufrieden sein — ist's überhaupt in einem höheren Willen es zu vollenden — wenn ich in ein Paar Jahren Schluß und Punktum drauf setzen kann.

Aber weil Freunde, nachdem es einige Male in den Blättern darüber gespukt hatte, über meinen werdenden Roman mich befragten, und über das Wie, Wo und Wohin ein Lebenszeichen wünschten, vielleicht eine Probe, ob ich noch befähigt sei, fühle ich mich veranlaßt hier ein Stück aus dem Ganzen im Voraus in die Welt zu schicken.

Eine kleine grüne Insel möchte ich sagen, in einem stürmischen Meere schwimmend. Der Inhalt des Romans ist nämlich nicht so idyllisch wie diese Novelle; aber sie ist, ein Blick aus der Gegenwart in die Vergangenheit, ein so integrierender Theil, daß sie wohl ein Recht hat als Anfang und Ende sich selbst darzustellen. Wer sich für einige der handelnden Personen interessirt, wird ihnen in der größeren Dichtung wieder begegnen, und wenn die Katastrophe dem Leser zu herb erscheinen sollte, er hoffentlich mit einer hei-

teren Lösung zufrieden sein. Mehr voraus zu sagen, hieße, ehe die Lampen im Schauspiel angezündet sind, den Vorhang aufziehen wollen.

Arnstadt, im März 1860.

W. Häring.

In Sorrento hatten zu Anfang des Mai zwei verschiedene deutsche Familien sich angesiedelt. Beide hatten eine Wohnung gewählt mit der Aussicht nach dem Golf; womöglich nahe am Felsgestade. Beide athmeten und lebten, um so zu sagen, von Luft und Licht, vom Meeressglanze und vom Duft der magischen Scenerie. Innerhalb der vier Mauern hätte man sie selten gefunden, was indeß nichts Auffälliges ist, denn außer der brennendsten Tageshize pflegt das überhaupt selten Jemand zu begegnen. Am wenigsten einem Forestiero, da die für sie hergestellten Wohnungen gewöhnlich nicht zum Verweilen einladen. Entweder sind sie so roh, nackt und leer, wie der Südländer es, und nichts mehr, verlangt, oder vom importirten Luxus aus Paris und London ohne Geschmack so überladen, daß, wenigstens nach dem Maasstab einer deutschen Familie, entweder die Klein-

lichkeit, oder Wärme und Behaglichkeit, oder gar beides ihnen fehlen.

Beide Familien hatten absichtlich Wohnungen vermieden, wo die prachtvollen Teppiche und Gardinen den gesprungenen und fettigen Estrich verbergen sollen, und hatten in bescheidenen Häusern bescheidene Räume gemiethet. Sie waren also, wird man mit Recht vermuthen, weder wie Mylords noch russische Fürsten, sondern wahrscheinlich, meinten die Leute, so etwas wie Artisten, worin die Leute auch wohl Recht hatten.

Die guten Sorrentiner verwunderten sich aber über etwas. Wer ist nicht, der in die Fremde verschlagen wird, hoch erfreut, wenn er einen Landsmann trifft, der mit ihm dieselbe Sprache führt, mit ihm über dieselben Bekannten plaudern kann, und weiß, wie die Häuser und Straßen, und wo der Mond und wo die Sterne daheim stehen. Anfang Mai's ergießen sich die Fremdenschwärme noch nicht nach den reizenden Ortschaften des Golf, sie waren also ziemlich allein, und doch hatten sie sich in den krummen und engen Sarazenerstraßen, wo keiner dem andern ausweicht, noch nie begegnet, und, was noch seltsamer, gar kein Verlangen gezeigt, sich zu sehen. Signora Ellena und ihre Mutter Signora Susanna sagten: „sie seien der Natur, und nicht der Menschen wegen hergekommen!“ und

als es von Mund zu Munde durch Ofterien und Werkstätte gelaufen, und man an Sigmar Egmarbo dieselbe Frage gestellt hatte, äußerte er etwas ähnliches: „er sei nicht hier, um Landsleute zu sehen, sondern Land und Leute.“ — Von Engländern wußte man das; aber daß auch Deutsche närrisch würden, war ihnen neu und befremdlich; indeß sie bezahlten, was man mit Billigkeit von ihnen forberte, und wenn es über diese Billigkeit war, so wetterten und zankten sie noch nicht über die Maassen, weshalb man beide Excellenzen titulierte.

Wir sagten: beide Familien; das ist eigentlich unrichtig. Es war eine einzelne Person, und hatte, wie man zufällig erfahren hat, nicht mehr Vater und Mutter, und, mit seiner andern Familie über den Fuß gespannt, erhielt er nur spärliche Briefe aus der Heimath. Seine Wirthsleute machten sogar ausfindig, daß er ein Menschenhasser sei, was seinem Rufe indeß nichts schadete, denn er bezahlte ohne zu handeln, und wenn auch ein Menschenfeind, war er doch ein Kinderfreund.

Die andern waren wirklich eine Familie, nämlich eine Wittwe und deren Tochter. Ein alter verdrießlicher Diener zählte nicht mit, denn von ihm erfuhr man nichts, und gegen die Neugierigen blieb er wie der Fels am Meere. Man wußte nur, daß die Dame fränklich war, hier der

Luft wegen lebte, der Gesandte in Neapel ihr Geld regelmäßig schickte und sie mit einiger Aufmerksamkeit behandelte. Die Familie lebte sonst still, schrieb und erhielt aber von der Post so viele Briefe als die andere Familie wenige, und die Wirthsleute begriffen nicht, wie man so viel schreiben könne, wenn man nichts zu denken hat. Als aber einmal eine Post verlautete, ihre Verwandte dächten nachzukommen, hatten Mutter und Tochter nichts weniger als erfreut ausgesehen. Signora Ellena hatte sogar gerufen: „Wollen sie auch unser Paradies zerstören!“ Signora Susanna aber geantwortet: „Sie werden auch nicht gleich kommen; so weit reisen ist ihnen viel zu unbequem.“ Die Wirthsleute hielten sie nun auch für eine Art Menschenhasserinnen.

Weil die Mutter meinte, die Tochter strenge sich bei ihrer Pflege zu sehr an, und könne selbst krank werden, drang sie darauf, daß Ellena sich mehr Bewegung mache. Wenn nicht den alten Diener, möchte sie doch die Wirthstochter mitnehmen, welche mit Vergnügen sie begleiten werde; die Halbinsel war ja damals sicher, und wenn nicht um ihrer selbst, möge sie es der Mutter wegen thun, denn wer soll die Mutter pflegen, wenn die Tochter auch danieder liege? Dagegen ließ sich nichts Vernünftiges einwenden. Um keinem Lauscher aufzufallen, trug sie

bei ihren Morgenspaziergängen einen Bauernrock, wo es sich leichter machte, auf den Klippenstegen zu klettern, während der breite neapolitanische Strohhut sie so gut gegen die Sonne schützte. — Das waren entzückende Morgen. Was eilte sie oft voraus, daß Annunciata kaum folgen konnte, wohl aus schlauer Speculation, damit sie oben auf dem grünen Pic eine Weile allein stehen konnte. Dann stand sie wie eine Trunkene, mit den Augen und mit den Lippen schlürfend, die Hände gekreuzt vor der Brust, um das Klopfen des Herzens ruhig zu halten. „Was trinkst Du, Ellena?“ fragte die Begleiterin. Zuweilen antwortete sie: „Die Luft!“ ein andermal: „Ich trinke Meer.“ Darüber lachte sie einmal, ein andermal erschrak sie, daß die Signorina wirklich närrisch würde, wenn sie auf lustiger Höhe sich niederlegte, die Wange mit einem Male an den Rasen drückte und weinte. „Warum trauerst Du, Ellena?“ — „Aus purer Freude!“ sagte sie und zitterte. Aber wenn sie nach Hause kam, ward sie wieder ganz vernünftig, als hätte sie nichts zu sorgen, als für die Leidende. Da kochte sie selbst in der Küche, um eine Speise so zu bereiten, wie der Arzt es befohlen hatte, und las Bücher, so rasch, daß sie gar nicht vorher zu buchstabiren nöthig hatte. Daß sie an jedem Tage mit dem Pinsel vor der Palette saß, nahm Annunciata nicht so beson-

ders Wunder, denn das Malen ist Brodarbeit und nicht Zauberei.

Mit der andern Familie, nämlich Signor Eginardo, wußten ihre Wirthsleute noch weniger, was sie mit ihm anfangen sollten. Lesen und schreiben konnte er auch, als wäre es Zauberei; ebendessgleichen malte er. Das war indeß auch nicht Zauberei, denn Maler hatten schon öfters bei ihnen gewohnt; aber Niemand kam, um Eginard's Bilder zu kaufen, und er zeichnete und pinselte doch immer fort, als kümmere es ihn gar nicht! Das war ihnen sonderbar. Als ihm sein Wirth, der Tischler, ein Zeitungsblatt aus Neapel mitgebracht, was hier etwas seltenes war, und sie nicht anders glaubten, er würde sich darüber so freuen, wie über einen seltenen Fisch, warf er es mit einem Bah auf die Erde: „Die Zeitungen enthielten nichts als Lüge.“ Auf der Zeitung stand doch „mit dem Privilegium des Königs“, und der Tischler hatte ehedem gehört, daß nichts darin steht, als was der König selbst erlaubt und befohlen hat. Da erschrafen sie, ob er nicht ein Mißvergnügter sei, oder gar ein Carbonaro?

Aber er sang und ritt, er angelte und badete, und schwamm im Meere, trotz Einem, und lachte, wenn man ihn vor den Haisfischen warnte. So mag ein Engländer thun, aber nicht ein Carbonaro. Jetzt sing er Ball wie

ein Jongleur mit zwei Orangen in der Luft zum Jauchzen der Kinder, und ging, wenns ihn langweilte, zur Staffelei, um, wenn es ihm heiß ward, das wieder fortzulassen und in die Berge zu stürmen. Wer ihn da unter der mächtigen Platanen oder unter den schattigen Lorbeerbüschen gelagert sah, konnte freilich an einen Hirten denken oder an einen Räuber, mit seinen braunledernen Gamaschen, knapp bis vom Knie zugeknöpft, der schwarzsammetnen offenen Jacke mit ihren Silberknöpfen und Stickereien und dem verwegenen Calabrese-Hute! Und wie nett das rothseidene Halstüchlein, wenn der Wind in den leicht geschlungenen Schleifen über das weiße Hemde spielte! Aber wer das weiße, feine Hemde und die brillante Tuchnadel drauf stecken sah, konnte wissen, daß er kein Räuber und kein Hirt war. Wer kann einem Hirten eine Brillantnadel schenken, und wer einem Räuber das weiße Hemde waschen, als wär's heut Morgen erst geplättet und gekräuselt?

Bis zu dem Verglamm, von welchem man die Galli, oder die Schylla und die Charybdis erblickt, ist ein mühsamer Weg. Wer aber denkt an Müdigkeit, wenn die smaragdenen Felseneilande unter uns schwimmen im kristallinen Meerespiegel. Wer ließe sich nicht gern, ein anderer Odysseus, in Meer und Luft sinken und verschlingen, nur um mitzuathmen die Wollust der Natur! — Aber

nun mußten die beiden Mädchen sich losreißen. Die brauner gefärbte stand schon bereit, ihr Kranz von Rosen und Myrthen war längst fertig, aber die blondere sah noch einmal mit einem Seufzer zurück, als solle es das letzte Mal sein. „Wer soll ihn heut bekommen? fragte Annunciata. Es muß aber ein hübscher Heiliger sein, denn die Rosen sind weit schöner als die gestern, und Du hast ihn fast allein gewunden. Darum muß auch Du ihm heut den Kranz aufsetzen.“ Und sie drückte ihr den Kranz auf den Arm. — Ob das eigentlich recht sei, weil sie nicht katholisch war? dachte Ellena beim Rückweg. Nämlich Annunciata hatte das Spiel ausgenommen, den Kranz bei der Rückkehr von jedem Spaziergange am ersten Schrein eines Heiligen, der ihnen am Wege stand, aufzuhängen. Heilige, von Holz oder Stein, stehen hier an jeder Ecke. Annunciata wollte aber nicht glauben, daß Ellena keinen Heiligen hätte: „Wenigstens einen doch, lachte sie, wenn auch nur einen ganz kleinen, und Du wirfst ihn schon im Herzen versteckt haben. Warte nur, heute werde ich ihn gewiß auffindig machen.“

Plötzlich fuhren sie zurück. Auf dem Rasen lag ein Schläfer — wie er aussah überlaß ich dem Leser — aber der Schläfer oder Räuber schlief wie der heilige Siebenschläfer; der Hut war ihm vom Kopf gefallen. „Wie

hübsch er ist!" sagte die Eine. „Er ist — unterbrückte die andere den Gedanken — zum Malen.“ Annunciata hatte Ellena mit dem Arm festgehalten: „Du kannst einen Kiesel werfen, flüsterte sie, und er wacht doch nicht auf. Wir können ihn ganz dreist ansehen.“ — „Laß uns lieber fortgehen, Annunciata!“ — „Du zitterst? Gleich, gleich! Ach, wie Du purpurroth bist! Sieh den Funkselstein. 's ist kein Räuber!“ — „Annunciata! Keinen Spaß! Fort!“ — „Ein Heiliger oder keiner, was er sich wundern wird, wenn er aufwacht. — Nur zum Spaß, Ellena!“

Nur zum Spaß. Ellena hatte es gewiß nicht gethan, aber ob sie es nicht besser hätte verhindern können? Vielleicht hatte Annunciata ihrer Hand einen schelmischen Stoß versetzt; kurz der Kranz war fort vom Arm. Im nächsten Augenblick, als er auf seiner Stirn ruhte, hatte der Schläfer sich aufgerichtet, und im selben hatten die Mädchen die Flucht ergriffen. Wie Gazellen über den Hügel; aber der Mann ihnen nach. Seine Tritte rauschten durch das Gestrüpp; jede Secunde kam er näher, und Ellena schoß es wie Blei in die Füße. Sie fürchtete zu sinken; da stand sie einen Moment unterm Vorbeerbaum, um Athem zu schöpfen, oder wie das Wild in letzter Angst den Jäger ansieht. Er trug den Kranz noch auf der Stirn, und stutzte, als sie ihn ansah. Wahrscheinlich erbarmte

ihn des armen Kindes, er blieb unwillkürlich stille stehen. Hätte er den Blick der Bitte verstanden: sie nicht weiter zu verfolgen? Wenn er ihr doch hätte nachfolgen wollen, wäre es zu spät gewesen. Die Gazellen waren verschwunden.

Von nun an trug Elena nicht mehr den Bauernrock und den neapolitanischen Strohhut, und entfernte sich nicht mehr so weit aus dem Hause. Zum Glück fand auch die Mutter sich jetzt so erholt, um selbst mit ihr nähere Spaziergänge zu unternehmen. Was geschehen, war übrigens zwischen ihnen kein Geheimniß geblieben, denn es herrschte zwischen ihnen ein fast schwesterliches Vertrauen. Frau Susanna brauchte nur wenig zu beobachten, um sich in Verhältnissen schneller zurecht zu finden als Andere durch viele Fragen erforscht haben würden. Sie war bald zu dem Schluß gekommen, daß der Fremde weder ein Räuber noch ein gefährlicher Abenteurer gewesen, sondern ein verirrter Jäger, welcher durch die Aventure vielleicht ebenso überrascht gewesen als die Mädchen selbst. Da er es damals nicht gethan, habe er auch wohl überhaupt keine Lust

und Neigung, ihnen nachzuspüren, und wahrscheinlich das Abenteuer schon vergessen, „wie ihre vernünftige Ellena selbst,“ setzte sie hinzu.

„Und wie sollte ich Dir einen Vorwurf machen! setzte sie hinzu. Im Gegentheil, ich muß froh sein, wenn Du heiter wirst, ja wenn Du einmal aus Muthwillen wirklich eine Kinderposse triebst. Wenn wir zurück nach Hause kommen, ist ohnedem alles vorüber. Werden ja die Leute immer fürchterlich ernsthafter; und leider so früh schon, daß man möchte die jüngeren jetzt nach Italien reisen lassen, nicht um Kunst und Natur, sondern damit sie wieder lernen Kinder zu sein.“

Aber deutscher Ernst und deutsche Kritik waren beiden nach Hesperien gefolgt. — Der Vorfall war nicht unbekannt geblieben, und wie sollte Annunciata nicht leicht erfahren haben, wer der Siebenschläfer gewesen, der einen großen, funkelnden Edelstein an der Brust gehabt! Und was Annunciata gewußt, wie sollten Ellena und ihre Mutter es nicht auch erfahren!

„Wie soll Dich das erschrecken, sagte die letztere, weil er kein Einheimischer gewesen, was ich eigentlich von Anfang an vermuthete. Warum deshalb Sorrent plötzlich verlassen wollen! Wenn die Familie uns nun wirklich überfällt! Aus welchem Grunde sollen wir ihnen sagen,

daß wir unser stilles Plätzchen vertauscht haben, nachdem sie über unsern Enthusiasmus hier nicht genug spötteln konnten? Wenn wir es auch der Mühe werth hielten, ihnen die Wahrheit zu verbergen, würden sie es doch erfahren. — Und weil er ein Deutscher, und ein deutscher Maler ist! Hast Du nie einen gesehen? Wird er uns jetzt auf den Straßen begegnen? Und wenn es einmal geschähe, was Gefährliches wäre es denn! Da er damals so bescheiden war, als er gewissermaßen im Recht war unbescheiden zu sein, warum soll er jetzt aus heiler Haut uns belästigen wollen! Und wenn wir endlich uns doch einmal sehen sollten, wird er uns wahrscheinlich nicht erkennen oder aus Artigkeit nicht kennen wollen; denn Ihr hattet ja Beide nur Komödie wider Willen gespielt, und seit Ihr die Garberobe abgeworfen habt, seid Ihr andere Menschen geworden.“

Die Tochter schwieg ohne überführt zu sein, und die Mutter hatte nur zur Hälfte Recht. Der Maler und die Familie begegneten sich wirklich und erkannten sich, aber ohne sich erkennen zu wollen. In der einzigen etwas breiten Hauptstraße, römischen oder wahrscheinlich schon griechischen Ursprungs, wo es geschah, können Paare wohl vorübergehen, ohne daß der eine den andern mit dem Ellenbogen zu stoßen braucht; aber beim zweiten Male

würde es abſichtlich ſcheinen. Beide mußten heut denſelben Weg zurück, und diesmal läßtete er den Hut, und die Damen wiederholten leicht den Gruß.

Die Mutter bemerkte beim Nachhauſelommen: „Der Fremde ſchien ein Geſpräch mit uns anknüpfen zu wollen; wohl natürlich unter Landsleuten. Wenn es wieder ſo käme, thäteſt Du doch beſſer, ihn offen anzusehen, als wie ſo abſichtlich das Geſicht abzuwenden.“

Am nächſten Tage begegneten ſie ſich nicht, aber am drittfolgenden. Wieder in der Hauptſtraße, und an jenem antiken Brunnen, deſſen Quell, aus einer moſaikumlegten Niſche ſprudelnd, in einer Marmorſchaale ſich fängt. Eine Göttin oder Najade, mit einem Korallen- oder Muſchelhalſband, liegt unter der Wölbung, den Arm auf der Wafferröhre ruhend. Ob die Niſche und die Figur römischen Urſprungs ſei, hatte Mutter und Tochter zu einer Art Wortwechſel angeregt, ohne zu bemerken, daß auch ein Dritter es hörte. Aber dieſer Dritte, durch breit geſpannte Ochſenjochs von der Hauptſtraße gebrängt, hatte ſich ihnen zugeſellt. Es machte ſich wie von ſelbſt, und natürlich, daß der Deutſche in das lautgeführte deutſche Geſpräch ſich einmiſchte. „Römiſch oder griechiſch! ſagte er, es iſt wohl ſchwer zu entſcheiden, da die Najade nur aus einer Fabrik nach der Schablone herzuſtammen ſcheint.“

„Ah, ein Kenner!“ sagte die Mutter mit der verbindlichen Verbeugung, um das Gespräch damit abzuschließen.

„Wir sind nur Dilettantinnen.“

„Gleichviel, setzte er es aber fort. Interessanter für uns sollte das sein, daß dies Bild sich durch die verschiedenen Epochen der Barbarei, ja selbst unter der Herrschaft der bilderstürmerischen Saracenen, erhalten hat. Es steht noch heut, nicht zertrümmert und nicht fortgeworfen, auf seinem alten Brunnen.“ — „Ob das wohl so sei?“ fiel Frau Susanna dazwischen, vielleicht jetzt nur, um ihrer Tochter die Verlegenheit einer Entgegnung zu ersparen. „Die Göttin möchte auch, irgendwo im Schutt verdeckt und gefunden, erst in späterer Zeit wieder an die gegenwärtige Stelle gesetzt sein.“

Damit war eine Kunstunterhaltung angeknüpft wie sie in Italien unter den Ruinen sich von selbst macht. Frau Susannen waren solche antiquarische Untersuchungen eigentlich unerquidlich; wie oft greift aber das Gespräch nach einem gleichgültigen Gegenstande, nur um einem andern, der peinlich werden kann, auszuweichen. Helene aber — sagen wir endlich ihren wahren Namen, da die Italienische Garderobe längst abgefallen war — Helene erfaßte plötzlich den Faden: Was komme darauf an, ob von Römern oder Griechen, und ob nach der Schablone oder von einem

Meister, wenn das Werk sich selbst lobt? — „Lobt es sich denn?“ fragte Eginhard verwundert. Das verstümmelte Bild, eines wie tausende in den Museen und Säulengängen, hatte nie seine Aufmerksamkeit beansprucht. Aber die Bemerkung der jungen Dame frappirte ihn, und die zweite Frage, über die er im selben Augenblicke erröthete, plagte vor: „Halten Sie es wirklich für ein Kunstwerk?“ — Auch Helene hätte jetzt erröthen können, denn es war eben nicht viel mehr als eine menschliche Figur; die Eden, Züge, Linien waren verwischt, vielleicht weniger gemißhandelt durch Wetter, Zeit und Barbarenhände als durch die letzte Feile des Steinmeßers. Aber sie fand sich schneller zurecht. Mit Lebhaftigkeit vertheidigte sie das Recht der ersten Idee, das in den schlechtesten Nachahmungen, durch Jahrhunderte oder Jahrtausende, doch lebt und noch lebendig bleibt. Ob es denn einen Bildhauer nicht erfreuen müsse, wenn ein Fremder und Laie noch in dem abgestumpften Gipsabguß seines Jupiter, die Erfindung, die Züge seines Genius wieder erkennt? Ob nicht ein Lieb, von Land zu Lande, von Meer zu Meeren, durch die Lüfte getragen, wenn der Dichter, Componist, an fernem Gestaden, von rohen Matrosen, von Lastträgern oder wilden Barbaren sein Lied singen hört, zu Jubel oder zu Trauer anregend, ob ihn das nicht mehr erfreue, als wenn dieses selbe Lied

von berühmten Virtuosen vor dem gebildetesten Publikum auf die kunstreichste Weise vorgetragen wird? Und sei es nicht ebenso mit dieser verstümmelten Figur! Wenn der alte Bildhauer aus seinem Schattenreich diesen Brunnenbedel wieder sehen könnte, ob er die Stirn runzeln oder die Lippen lächeln würde: „Es ist doch das Kind meines Gedankens.“

Eginhard hatte artig darauf entgegnet: Er glaube jetzt eines der alten Lieder zu hören, die durch die Rüste wie Aeolsharfen tönen.

Die Familien waren, obgleich die Döfen längst vorüber gegangen, noch wie unabsichtlich im Weitergehn zusammen geblieben.

Helene hatte das Compliment beantwortet: Ginge nicht eine Harmonie des Schönheitsgefühls ursprünglich durch alle Völker?

Er senfte: In der Wirklichkeit kämen oft schrillende Töne dazwischen. Er war in Griechenland, auch durch Klein-Asien gereist; ach aber in allen diesen Ländern der blühenden Cultur und ewigen Schönheit sah er nur Torfos und Ruinen. Ob denn die großen Geister, wenn ihnen Blicke aus dem Schattenreich vergönnt wären, sich freuen würden, oder in dumpfe Klagetöne ausstoßen! „Versteht, würdigt, genießt sie das Volk? Stumpf, gleichgültig, ließ

es die erhabensten Momente, die schönsten Erinnerungen zerfallen oder selbst sie muthwillig zerstörend, und erst Fremde, Gelehrte, Liebhaber, entdeckten und säuberten diese Ruinen. Ja, sie erst rüttelten die Eigenthümer auf, zu ahnen, welcher alten Herrlichkeit Erben sie waren. Und wie würden diese schaffenden Genien der Unsterblichkeit knirschen, wenn sie neben ihrer Erbärmlichkeit den Schacher ihrer Nachkommen zu betrachten verdammt wären; wie sie die Reste ihrer Ahnenschatze den Barbaren so theuer als möglich an den Mann bringen. Und verloren diese Epigonen der Epigonen nur das, wanderten nicht ihre ewigen ordnenden Gedanken in Staat, Kunst, Wissenschaft zu einer andern Welt über — bis über das atlantische Meer, und die Enkel auf der Scholle bleiben — was für Fremdlinge!"

„Schade, daß wir um die Fortsetzung des ästhetischen Gespräches so früh gekommen sind!" hatte die Mutter gesagt, als sie mit Helenen durch eine Schwenkung in die krumme Seitengasse trat. Dieselben Thiere, wenn auch nicht dieselben Paare, welche sie zueinander getrieben hatten, schreckten, wenigstens die Damen, jetzt auseinander. Ihren mächtigen Hörnern, die aus dem Büffelgeschlecht der Marenmen stammen, sucht man gern auszuweichen, und Eginhard hatte umsonst der Mutter seinen ritterlichen Arm geboten. Die enge Gasse schien ihr ein sicherer Schutz,

und mit einem kurzen und verbindlichen: „Auf die Hoffnung uns nicht zum letzten Male in Sorrent gesehen zu haben!“ hatte sie dem Ritter den Rücken gewandt.

Helenens Blick schien zu fragen: Warum ihn nicht mit? Ist er nicht in Gefahr? „Er wird sich doch nicht vor Däsen fürchten,“ lautete die Antwort der Mutter, und darauf trat ein langes Schweigen ein, bis Helene es kurz vor dem Hause unterbrach. „Und wozu das? — Er gefiel Dir nicht; weshalb nun doch, was ihm für eine Einladung gelten mußte?“

„Damit die Komödie zum Schluß kommt. Ihr hattet Euch Beide mit solchem Eifer in den Gegenstand verfangen, daß Ihr nicht merktet, wie es Euch Beide gar nicht mehr interessirte. Das ist meiner Meinung nach, das Schlimmste, was bei einer Unterhaltung Beider geschehen kann, wenn sie nicht mehr aus und ein wissen; und jeder auf's Blaue hinein behauptet, um nur etwas zu behaupten. Oder ist es nicht noch schlimmer, wenn man widerspricht, was man eben vorhin vertheidigt hatte. — Gingen wir darum nach Italien? Dahin, um die alte Kette der Conventionen und Unwahrheiten um ein Glied fortzusetzen!“

Eginhard dachte vielleicht etwas Aehnliches, als er langsam nach Hause ging: „Wie konnte das plumpe Bild sie begeistern! Und dieser ästhetische Eifer, nur um aus-

zubrücken, daß sie wirklich denke und empfinde! Dieser verdamnte Kitzel, geistreich sein zu müssen, wenn man natürlich sein kann! Und weshalb absolut grade schön denken wollen, wenn die Natur uns geschenkt hat schön zu sein! — Und schön zu sprechen, setzte er hinzu. Es war Musit, auch in Italien —!“

Er hielt inne, denn er stand wieder an dem Brunnen, um die Najade noch einmal anzusehn. Täuschte er sich jetzt, oder hatte er sich vorhin getäuscht? Er bemerkte vieles, was er früher nicht bemerkt hatte. Die ursprüngliche Haltung des Körpers war edel; so die Beugung des Kopfes, auch das Spiel der Finger. Nur die Kniee waren abgerieben, vielleicht auch dies und das, aber das Ganze — ja das Ganze stammte aus einer bessern Epoche — wenigstens vor der Trajanischen. — Eginhard sann lange darüber nach, wie ihm das so lange konnte unentdeckt geblieben sein.

Frau Susanne hatte übrigens Recht, es war nicht das letzte Mal, daß sie sich in Sorrent sahen. Die Familien fanden sich wieder, ganz zufällig; außerhalb der engen Straßen, und wo weder Najaden noch Ochsen das Gespräch der Spaziergänger unterbrachen. Ueber ihnen der wolkenlose Himmel, unter ihnen das blaue Meer mit seinen violetten Inseln, geriethen die drei, oder wenigstens die

zwei, in eine Unterhaltung; es war wie ein harmonischer Fluß, der keinen Anfang und kein Ende hat; wie das Meer selbst, das zu ihren Füßen ringelte. Wenn die Eine geendet, fing der Andere an, und als sie nach Hause kamen, erschrafen sie, daß sie ein Paar Stunden gesprochen hatten, und keiner wußte wie es kam, und worüber. „Wenigstens nicht über Politik, Grundsteuer, Lupinendünger und restaurirte Monumente! seufzte die Mutter, als sie sehr ermüdet auf ihr Ruhebett sank. Und das ist, meine ich, das beste, wenn es zu keinem Streit kommt.“

Helene erschraf, und verschluckte ein Wort; sie hatten ja wieder beim Heimkehren zu streiten angefangen? Hatte Helene nicht, als sie am Brunnen standen, geäußert: Recht betrachtet, fände sie die Majade doch nicht mehr so schön als das erste Mal. Eginhard hatte sie aber rasch um Gottes Willen gebeten, es nicht auszusprechen; was man einmal schön gefunden, müsse man wie ein Gottesgeschenk hehüten und bewahren, und die Kritik, welche nimmer fehle, um das Mangelhafte und Häßliche uns zu verrathen, solle man doch den Männern allein lassen. Wer selbst schön sei, habe ein Vorrecht der Natur, alles schön zu finden, wie die Sonne alle Körper um sich her hell sieht, weil ihr Licht sie anscheint.

Es sei ein eignes Spiel der Sympathie, bemerkte die

Mutter, als die Familien fast jeden Tag beim Spazierengehen sich zusammen fanden. „Nur merkwürdig, daß Ihr jedesmal in einer Dissonanz auseinandergeht.“ — Auch neuerlich war das wieder geschehen.

Italiens Natur, Kunst, Schönheit und Alterthum waren immer die Accorde, und das Concert fand sich dann bald. Was ist natürlicher; nur waren es trübe Accorde, wenn sie die Gegenwart berührten. Helene hatte den Satz hingestellt: „Was so schön und groß gewesen, kann nicht untergehen.“ Eginhard hatte dies noch bedingt eingeräumt, aber wenn sie von Italiens Zukunft sprach, suchte er die Achseln. Das Gespräch, also auch die Anwesenheit unserer Bekannten in Italien, fand statt lange vor der heutigen Bewegung, ja es ward auch zu Papier gebracht ehe die Italienische Frage in's Leben trat, was wir beiläufig erwähnen, damit keine Leserin besorge, wir wollten sie in die politischen Händel der Halbinsel hinterlistig verstricken. „Wenn ein Zauberer dem unglücklichen Volke die Gesundheit wieder schaffen könnte!“ seufzte er. — „Sie zweifeln?“ rief Helene. Ist der Arzt nicht da, wenn die Freiheit ihr zurückkommt, wenn sie die Ketten der Fremdherrschaft zerreißt, die Tyrannei ihrer kleinen eigenen Despoten fortschüttelt, dann —“ „Dann würde ihr Zustand erst recht schlimmer werden,“ war seine Antwort, mit einem sehr

scharfen Accent ausgesprochen und der Disput ward ernst, lang und fast heftig. Er wollte zugeben, daß einmal der Arzt, den sie citiren wolle, erscheine, und vielleicht wirklich helfen wolle, aber das unglückliche Volk könne und wolle nicht die allein nöthigen Arzneien. Sie hub dagegen: ob es menschlich, christlich sei, an die Wiedergeburt einer Nation, an ihre Sittlichkeit und Menschenwürde zu zweifeln? Wenn ein gesunkenes Volk auf immer verzweifeln müsse, dann wäre ja die Erbschaft großer Ahnen kein Segen mehr, sondern ein Fluch der Nationen! — Er mußte wieder seufzend die Achseln zucken: „Nur das Loos der Generationen und Nationen, das Blühen und Welken der ganzen Menschheitsgeschichte, die, heut über lächelnde Reiche wetternd, Steppen hinterläßt, um dort aus wüstem Boden stolze Städte hervorzurufen und neue Staaten! Vor der ewigen Sonne ist nichts ewig in dieser alten Erde!“

„Die arme Schwärmerin!“ hatte er gedacht; sie dachte: „So jung und so grau schon an Hoffnung!“ — Eine Sympathie mit einem harmonischen Abschluß war das allerdings nicht, aber die Mutter forderte Eginhard bei der Trennung auf: „doch im Vorübergehen auch einmal in ihrer Wohnung anzusprechen.“

„Aber wie konntest Du?“ fuhr nachher Helene auf.

„Weil ein Gespräch, das mit Dissonanzen endet, immer

für mich eine sehr peinliche Stimmung hinterläßt. Wenn er aus gewöhnlicher Artigkeit zu uns kommt, wird er hoffentlich, aus dieser selben Artigkeit, den Disput auf einen leidlichen Schluß hinleiten. Das ist für mich, und Dich, für uns alle am besten. Mehr verlangen, heißt aus einem Traumbilde eine Wahrheit citiren wollen.“

Zum ersten Male war eine kleine Unwahrheit zwischen Mutter und Tochter. Jene wünschte den Besuch, aber nicht damit er zu einer Harmonie führe; sie war in der stillen Erwartung, daß das Aussprechen eine wirkliche Dissonanz hervorbringen werde, also in der Erwartung einer homöopathischen Kur. Helene dagegen las der Mutter verborgene Gedanken, und wünschte darum nicht das Zusammenkommen. Es war möglich, daß sie und der interessante Landsmann als entschiedene Feinde auseinander gingen; aber seine Wahrhaftigkeit mußte sie doch achten, und um deshalb wünschte sie nicht, daß sie wie Stahl und Feuerstein aneinander geriethen. Der Gedanke von neulich war wieder aufgeblüht: „es sei doch besser, wenn sie schleunigst, am besten morgen schon, aus Sorrent fortreisten,“ aber ebenso schnell hatte sie ihn widerlegt und unterdrückt.

Am folgenden Tage kam er nicht. Helene athmete auf mit einem „Gott sei Dank!“ Zum nächstfolgenden ver-

sprach der Abend einen schönen Morgen, und die Mutter brachte die längst besprochene Wasserpartie nach Capri in Vorschlag. Helene stimmte mit einer Art Hastigkeit ein: „da er wahrscheinlich morgen kommen werde, sei man dann der Visite mit Anstand überhoben.“ Die Mutter war anderer Meinung: „daß er heut nicht gekommen, verrathe, daß es ihm überhaupt nicht so eilig mit der Sache sei; er schiebe nur den Besuch auf.“ — „Gleichviel!“ war Helenens Antwort; aber so gleichgültig konnte ihnen der unbekannte Landsmann doch nicht sein, denn immerfort lenkte sich ihr Gespräch auf ihn, als sie am Abende über die morgende Partie verhandelten. Der „unbekannte“ sagen wir, denn sie kannten weder seinen eigentlichen Namen, noch sein näheres Vaterland. Eginhard konnte ein Tauf- und ein Familienname sein. Wesen und Sprache nach, hatten beide ausgemacht, daß er ein Norddeutscher sein müsse; die Mutter meinte, nach der Wahl der Ausdrücke deute die Sprache auf Berlin, oder nach dem Dialect vielleicht auf's Hannöversche. — „Warum nicht gar nach Meissen oder Schwaben!“ rief Helene. „Er hat gar keinen Dialect.“ — „Du hast Recht, er spricht wie Einer der allgemein Gebildeten in den großen Residenzen, welche vor zu großer Bildung alles Eigenthümliche abgekliffen und alles Eigene verloren haben; er spricht ohne Accent,

Färbung, Wärme —“ „Nicht Wärme! fuhr sie dazwischen. Mein Gott!“ — und sie citirte einige seiner Phrasen, mit einem Ton und einer Empfindung, daß die Nachahmung emphatischer gelungen haben mag als das Original. — Frau Susanna kam dagegen nicht auf; aber es hub bald darauf ein neuer Wortwechsel an, welcher Malerschule er gehören müsse, denn ein Maler war er; das war ausgemacht. Helene meinte: die Art wie er ein Gemälde mit Worten fast in der Luft gliedere und verkörpere, daß der Zuschauer es nicht hört, sondern sieht, verrathe einen nicht unbedeutenden Künstler, und es sei wohl nur seine Bescheidenheit, wenn er so leichtthin, wie über seine Versuche, hingehe. — Die Mutter dagegen meinte: „grade deshalb möchte sie glauben, daß es mit seiner Kunst nicht weit her sei; wäre es ja Art unserer ästhetisirenden Künstler, vor der Fülle und dem Scharffinn von Intentionen zu keiner Conception zu kommen. Hätten Raphael und Correggio so viel Zeit gehabt, immer geistreich zu denken und noch geistreicher zu sprechen, dann hätten sie gewiß nicht Zeit gehabt, so viele wundervolle Bilder zu malen.“

Das hinderte nicht die Einigkeit zwischen Mutter und Tochter, ebenso wenig die Seefahrt. Das Meer ging wie ein Spiegel am andern Morgen. „O, die Santissima!“ riefen die Marinari. „Sie hat den Tag für die Excellenzen

ausgewählt; der Wind geht wie Lammerschwänze. O Santissima! bitten wir um ihre besondere Gunst für die Exzellenzen!" Da sie, ihre Mütze über der Brust, zur Gebenedeiten für die Spazierfahrer beteten, verstand sich auch ein buon mano von selbst. Man fordert es am zweckmäßigsten im voraus ein, und verweigert es selten der Billigkeit und der Jungfrau Maria wegen. Nur der alte Diener der Damen war unzufrieden. Einmal weil er das Meer überhaupt nicht vertragen konnte, dann, weil er sich schon vorhin mit den Schiffen wegen ihrer Forderungen zanken müssen, und nun mußte er gar ein Trinkgeld im voraus zahlen für einen abscheulichen Aberglauben!

Die Lammerschweife wurden länger, das Wasser unruhiger. Wer aus Sorrent nach Capri segelt, weiß, daß dies immer geschieht, wenn der Kahn sich dem Ende des Golfes nähert. Das Sorrentiner Vorgebirge schützt die Fahrstraße nicht mehr und die Wellen rauschen lebendiger; nur die frische Thätigkeit der ewigen Meereskraft. Die Schiffer, welche die Spazierfahrten betreiben, beiläufig keine Seehelden, wissen aber auch davon Vortheil zu ziehen. Sie unterhielten sich bald, in ihrer unverständlichen Mundart, aber mit desto lebhafterem Mienenspiel. Der stierte in die Ferne, der ballte die Faust, und ließ einen Fluch über die Lippen. „Tempesta! — Tempesta!“ fiel das rein

verständliche Italienisch. Ein Sturm legt sich oft, wenn man ihn nicht beachtet; durch ängstliche Fragen wird er oft beschworen. „O, Excellenzen! wenn uns das Unwetter vor der Insel ereilte, Santissima!“ Frau Susanna that ihm die Gefälligkeit zu fragen: ob der Sturm sie schon vor Capri erreichen könne? — Sie schienen zu streiten, wurden heftig und heftiger, die Augenäpfel rollten, ihre weißen Zähne bligten, die Arme vibrirten, die Hände spielten, bis der Eine die ganze Hand dreimal an die Brust schlagend, schwur: „Ja, Excellenzen, sein Fratello, der andre, wolle nicht, aber, und wenn der Iddio seine Blitze über sie schicke, und wenn er und sein Fratello, und die Poverini, seine armen Kinder, ihn niemals wieder sehen sollten, im tiefen Meeresgrunde, unter den Haifischen, er wisse, was ein Contract sei, ein Versprechen, das Versprechen eines Ehrenmannes, und einen Mann von Vico bis Amalfi solle man suchen, der so Wort halte, wie er; aber — für seine Kinder, seine armen Kinder, würden sie nun doch einige Ducaten zusetzen, fünf — drei nur, um Gottes Barmherzigkeit, und ein Paar Bottiglien und viel, viel Maccaroni, damit sie stark und kräftig rudern könnten.

Eine gewöhnliche Brellerei, und das Ziel ein neues Trinkgeld! dachte Helene. „Wir sind Frauen! Wäre ein Mann unter uns!“ sagte die Mutter, nach dem alten

Diener blickend. Aber die Seefrankheit würgte sichtlich so unter seinem todtenblassen Gesichte, daß er sich selbst nicht mehr, was geschweige seine Herrschaft vertheidigen konnte. Helene hatte nur den Blick nach dem Strande gerichtet. Ob's wirklich der Gedanke war, den Susanna in ihrer Seele zu lesen glaubte: „Jetzt kommt er zu uns, und wir sind nicht da!“ — Frau Susanna fragte plötzlich: „Liebes Kind, ob es nicht am besten wäre, wenn wir die Fahrt diesmal unterließen und umkehrten? — Wenn Dir nicht sehr darum zu thun ist,“ setzte sie hinzu. Helene versicherte rasch: „Alles, was ihre Mutter beföhle!“ und im selben Augenblicke hieß sie den Fischern, nach dem Strande umzuwenden. Sie waren verwundert und gar nicht zufrieden. Der Fratello blickte nach dem Fratello, und Einer betheuerte nach dem andern: der Wind habe sich jetzt wieder geändert, ganz wie man ihn wünschen könnte; wie eine Nußschale auf das Pusten von den Rippen, würden sie bis nach Capri fliegen; aber Helene wies mit dem Finger nach dem Sorrentiner Ufer, es war ein strenger, fast gebieterischer Blick: „Dahin! Wenn uns nach Capri gefällig ist, ein andermal!“

Die Schiffer wagten keinen Widerstand, aber die Strömung übte einen, der den Damen sehr unangenehm schien; sie mußten weit abwärts von ihrem Hause landen. Auch

hier die Uferfelsen, auch hier Felsenstufen, die man mühsam erklimmen mußte, aber der Vorgarten an der Klippe hatte keine Orangen; es sah überhaupt wüster und ärmlischer aus. Um nach der Straße zu gelangen, mußte man über den Hof, auch durch den Hausflur treten, und die Thüren nach dem Innern standen offen. Die freundlichen Besitzer führten selbst die Fremden, und machten sie auf Staffeleien und Bilder an der Wand aufmerksam; denn der deutsche Maler Signor Eginardo wohne bei ihnen. Sie standen schon auf der Schwelle, und als sie auf den Namen, wie vor Scheu, zurückwollten, bat man sie: er sei ja nicht zu Hause, und wenn auch, würde er sich gewiß freuen: „Und vielleicht kaufen auch die Signorinen ihm was ab! Ach, er würde es schon recht billig lassen,“ fügte die Hausfrau hinzu, und bemühte sich, die Gegenstände in's rechte Licht zu stellen. Die Damen blieben stille Beobachter; doch war es ein verschiedenes Schweigen. Die Mutter blühte sich wie eine Kennerin, und versuchte hier und da ein approbirendes „hm!“ zu äußern, während Helene gleich stumm und starr auf alle sah. Zuweilen wandte sie die Augen von der Leinwand ab, nach der Wand. Sie war leer, oder nur dürftig bekleidet. Der schwarze Sammetrock, der am Nagel hing, war allerdings sadenscheinig; sah

aber Helene nie, wie die Toilette in einem Maleratelier aussieht?

Frau Susanna kaufte und bestellte nichts. „Ich habe doch in Deinem Sinne gehandelt!“ sagte sie draußen. „Wenn er nichts anderes zurückbringt, fürchte ich, daß er auch in Deutschland nicht viel Käufer finden wird.“

Helene nickte, aber sie blieb stumm; ein Zeichen wenn die Thränen nahe waren. Um endlich zu sprechen, mußte wohl die Mutter anfangen.

„Nun so gar zu schlecht war doch nicht alles. Die Madonna verspricht freilich weder einen Guido Reni, noch einen Carlo Dolce, und das Mädchengesicht, das hinter Vorbeerzweigen vorsieht, sollte Dich wohl darstellen. Ein Portraitmaler ist er nicht, das ist nicht von jedem nöthig, aber aus der Ferne könnte man in der Farbenskizze an einen Salvator Rosa denken.“

„Auch noch über ihn spotten! — Alles war stümperhaft.“

„Ich hatte es nicht anders erwartet, sagte Frau Susanna nach einer Weile. Warum aber deshalb ein Verdammungsurtheil über ihn aussprechen, was das halbe Menschengeschlecht jetzt trifft! Welcher junge Mann in Kunst, Poesie, Politik, begnügt sich denn noch, nur ein Eines, Tüchtiges lernen zu wollen; wer in der heutigen jungen Welt hält sich denn nicht berufen, Alles umfassen

zu können und in Tausenderlei ein Meister zu werden Und warum ihn verurtheilen, weil er nicht den Heroismus hatte, sich aus der großen Gilde der geistreichen Pfüfcher loszumachen! Uebrigens immer möglich, daß er zuletzt doch noch einen tüchtigen Meister findet. Man hat wenigstens Beispiele, daß mancher noch in spätern Jahren ein recht hübscher Maler ward.“

Helene sah sie mit unaussprechlicher Verwunderung an: „Ist das Dein Ernst?“

Der warme Ton zuckte auch in Frau Susanna: „Es ist wahrhaftiger Ernst, daß er mir leid thut. Mit solcher Bildung und solchen Studien eine Kunst ergriffen zu haben, und ohne zu ahnen, wie man sich vergriffen, und nicht den geringsten Beruf hat! Wenn er nun nach Deutschland zurück ist, und ihm die kalte, klare Wahrheit endlich aufgethan wird! O, wenn ich mir alles, was kommt, vorstelle: diese falschen Freunde, ehrlichen Feinde, den Spott und die Kritik! Wahrhaftig es wäre Mitleid, wirkliche Liebe für ihn, ihn je eher so besser aus seinem Traume zu erwecken.“

Nach einer langen Unterbrechung, erst vor der Schwelle ihres Hauses, sagte Helene: „Vielleicht bedarf er es nicht, vielleicht wird er selbst den Nebel zerreißen, den Spiegel sehen, und doch nicht vor seiner Wahrheit erschrecken.“

Beide waren zufrieden, daß sie ihm auf dem Rückwege nicht begegneten; um so zufriedener, als er während ihrer Abwesenheit wirklich seinen Besuch der Familie abgestattet hatte.

Eginhard hatte ein leeres Haus gefunden, auch die Wirthsleute waren fort in der Vigne. Die Thüren standen aber offen, wie um Luft einzulassen; war ja doch das Hausthor geschlossen, und man hatte nicht erwartet, daß Besuche von der See her durch die Felsentreppe herauf kommen würden. „Auch ist wohl hier nicht viel zu stehlen,“ dachte er. Krankenbetten und Kissen standen umher, und unter den Drangen trocknete Wäsche; ein Blick in die Häuslichkeit, den er immer gern vermied. Er war schon im Begriff umzukehren, als in dem Balconzimmer nach dem Garten Bilder an der Wand hingen. Die Flügelthüren standen weit offen, um sie zu trocknen. Hier war ja also das Zuschauen erlaubt. Nach fünf Minuten stummen Zuschauens zuckte er die Achseln und stieß einen leichten Seufzer aus. Niemand kam, kein Geräusch in der Nähe; er warf sich auf den Armstuhl, auf welchem die

Malerin gegessen hatte: „Also wirklich eine Malerin! — Die Arme!“ — Was in dem Zimmer stand, stimmte zu dem Epitheton, aber draußen wehte eine warme, wunderbar schöne Luft; im kleinen Garten, eigentlich ohne Sträucher und Pflanzen, aber Wärme, Würze, Duft, zugleich Blumen und Früchte, glühten und schimmerten im dunkeln Laub der Bäume. Die Nester schüttelten ihre Orangen ihm um die Schultern, als er auf die mit Lorbeern umwachsene Ballustrade sich über's Meer lehnte. Schien doch ein weicher, süßer Hauch an seine Wangen zu hauchen, wie ein Gruß aus der Nähe. „Die Arme, wiederholte er, einen Zweig zerpflegend, der Lorbeer ist ihr nicht vergönnt, aber — aber wer hat denn überhaupt Recht und Beruf nach Lorbeern!“

„In die See!“ — Wohin? — „So weit Du kannst,“ lautete die Antwort an den Fischer. War er doch wie berauscht vom Orangenduft die Felsentreppe herabgetaumelt und in den Kahn gesprungen. Er entsann sich kaum, was er als Visitenkarte aufgeschrieben hatte. „In die See, die See!“ Rückwärts der Länge lang, die Hände vor dem Gesicht, lag er, um nichts zu sehen; der Fischer war mit seiner Art bekannt. Er wollte auch nichts hören und hörte auch wirklich nichts als wenn das kleine Segel beim leichten Wehen des Windes die Stange umschlug. Zuweilen

hatte er sonst plötzlich die Kleider abgeschleudert und war in's Wasser gesprungen, weit, weit fort, daß er im Mondenschein an eine Rix dachte und Antonio fast erschraf, wenn er endlich schäumend und sprudelnd durch die Wellen zurückkehrte. Heute das nicht; vielleicht schlief er? — Dariß er jetzt die Hände fort, und sah über sich das sternenhelle Firmament. Er erschraf nicht über die späte Stunde, denn die Sonne hatte noch hoch über dem Epomeo gestanden, als sie vom Ufer stießen; er schien mehr wie freudig überrascht, so richtete er sich auf und grüßte die Sterne, als hätten sie ihm eine geheime Sprache eröffnet, und als der Schiffer nach dem Lande winkte, nickte er freundlich.

Zuhause warf er sich, ohne zu schlafen, auf sein Lager. Wenn er träumte, waren es nicht Phantasten von Abendroth, Vorbeern und Orangen, es war ein klares Rechenexempel seiner nüchternen Gedanken: Er liebte sie, er wollte sie besitzen, auf immer, er wollte sie heirathen. Er hatte sie geliebt, sprach er laut vor sich aus, vom ersten Augenblicke an. Warum? — Thorheit, sich darüber Rechenschaft zu fordern. — Aber er war über die ersten stürmischen Jugendjahre hinaus, er hatte am Altare der Vernunft ein Gelübde abgelegt, nicht mehr aus Wallungen der Empfindung gegen ihre Gesetze zu handeln; und eine Stimme

der Pflicht hatte bis jetzt gegen die Stimmung des Herzens gewarnt. Nur gewarnt, nicht streng verboten. Es waren nur Verhältnisse, die der Wille des Mannes brechen kann, und heute Nacht, im Schaukeln der süßen Meeresfahrt, hatte er sie gebrochen. Es war für ihn abgethan.

Was er vorhin vermuthet, war ihm beim gestrigen Besuch zur Gewißheit geworden. Die Familie war nicht beglückt. Vielleicht, dafür sprach ihre Bildung, hatten sie bessere Tage gekannt; sie wahrscheinlich als Wittve eines Beamten oder Officiers. Wenn man in scheinbarem Glanze gelebt hat, fühlt man die Bedürfnisse doppelt, sie werden noch drückender, wenn die Hinterbliebenen krank sind. Die Mutter war es. Die Tochter hatte sich überreden lassen, daß sie Talent besitze, sie wollte es ausbeuten, um der Mutter zu helfen, Malerin werden — zur Existenz! — Schlimme Freunde, die aus Mitleid solche Täuschung ihr versprechen; mit welcher grausamen Enttäuschung mußte sie es büßen. Die Arme hatte keine Anwartschaft, eine Angelika Kaufmann zu werden, „sie hatte ja auch nicht das geringste Talent!“ Vielleicht hatten sie die letzten Reste ihres Vermögens zur Reise nach Italien zusammengeworfen. Und wenn sie nun in die Heimath kam, der Kampf mit dem Mangel bei besseren Ansprüchen — dieses herrliche, geistvolle, blühende Wesen, wenn nicht der bitteren

Armuth, doch dem Almosen der Verwandten Preis gegeben! Rein, der beste Freund, welcher ihr die Augen öffnete, und wozu noch einen Augenblick Farbe und Leinwand vergeuden!

Sie sollte nicht darben, nicht malen, nicht um Almosen die Hand reichen, er wollte ihr bester Freund und Tröster werden. — Er wollte ihr seine Hand reichen, oder — um ihre Hand bitten! Ueber diesen Punkt war noch eine Unklarheit in seinem Rechenexempel. War er denn so sicher? Als er am Spiegel vorüberging, glänzte ihm ein Lächeln um seinen Mund entgegen. Es war eine Sympathie, eine heimlich wirkende Macht, für die es keine unterseigelte Schriften bedarf; sie ist da, und wir wissen es und sind beseeligt. In dem Gefühl wiegte sich Eginhard auf seinem Sessel, dem unaussprechlich schönen Gefühl, ein Retter und Wohlthäter zu sein, zu bitten, wo er schenkte, zu schenken, wo er bat — sie zu sehen, wie sie erschraf, hoch erröthete, zitterte —

..Es gab aber auch noch Hindernisse; wo sind Rosen ohne Dornen!

Eginhard war aus einer alten Adelsfamilie seines Vaterlandes. Wie er mit dieser Familie lange in Zwietracht gelebt, wie er lezthin Präliminarien mit ihr angefangen, beschäftigt uns hier nicht. Er war ein unabhän-

giger Mann gewesen, auch als seine Vermögensumstände seinem Stande und den Ansprüchen desselben nicht gleich kamen. Er war nicht ohne Ehrgeiz; als er aber seine Ueberzeugungen mit den Strömungen der Zeit und der Parteien nicht vereinigen können, war er zurückgetreten, um als freier Mann durch die Welt zu fliegen, sei's als Liebhaber oder Künstler, als Forscher oder als Phantast und Träumer. Aber was er zu suchen gehofft, hatte er nirgend gefunden, eine vollkommnere Welt, nicht einmal bessere Zustände. Der Rost der Phantasien und Hoffnungen hatte allmählig ausgegohren; da war er denn auch gegen andere milder geworden und in der Stimmung, mit den Verhältnissen sich zu verständigen. Sein Oheim hatte ihm wieder ehrenvolle Aussichten zum Staatsdienst eröffnet, und diesmal nicht unter der Bedingung, seine Ansichten zu verleugnen. Er war mit Allem zufrieden und forderte von seinem Neffen nur eine standesmäßige Heirath, und wo möglich eine reiche Partie, um auf der Legationscarriere mit Erfolg zu den höchsten Staatsämtern sich zu bereiten, in welchen die Familie seit Jahrhunderten gegläntzt, andere sagten, worauf sie seit Jahrhunderten ein Recht gehabt.

Und alles das sollte im Augenblicke wieder zerstört sein, um ein Liebesmärchen wie hunderttausende, um die

häßliche Larve eines simplen Mädchens, aus einer Familie ohne Namen, oder, würde der Oheim sagen, aus einer ästhetischen Bettlerfamilie, diese längst und mühsam gekittete Realität im Nu zerstäubt und verschwunden, um eine Fata Morgana, um einen neuen Traum unter den Drangendülften von Sorrent. Aber es war ja kein Traum, es war eine Wahrheit! So wahr und warm als der Golf jetzt unter seinen Fenstern in tausend und aber tausend Lichtern und Wellen leuchtete und lebte, während die Sonne aufstieg über den Bergketten des Vesuv. Die Myrthensträucher und Pinien rauschten im lauen Morgenwinde, die Möven flatterten, die wenigen Segellähne schwebten wie Lichtpunkte im weiten stahlblauen Meerespiegel, und die ewigen Inseln, die Felsenburg Tibers und das lahle Horn des Epomeo rötheten sich im fernen Horizont. Dazu ein neapolitanischer Mai, ein Aroma der Zukunft und aus Gräbern uralter Vergangenheit, und eine Musik, die mit Sternensphären zu schweigen, und mit Syrenentönen zu locken scheint — wer das sieht, hört, fühlt, mit wachenden Sinnen, kann er zweifeln, daß er hier wahrhaftiger lebt, als in der Versöhnung mit alten Verwandten und Tanten, mit künftigen Erbschaften und Titeln, und der Hoffnung als Chargé d’Affaires in einem

kleinen deutschen Hofe, und mit der Aussicht, wenn das Glück kommt, in einem noch größeren sich noch mehr zu langweilen!

In unsrer Geschichte ist eine Lücke. Wir haben von mehreren Tagen nur zu berichten, daß die Familien sich näher gerückt sind. Beiden schien bald etwas zu fehlen, wenn sie an einem Tage beim Spazierengehen sich nicht begegnet hatten.

Sie fuhren auch in's Meer, und im selben Rahne des bewußten Antonio, und Manchem wird auffällig sein, daß trotzdem Helene und Eginhard nichts von dem sprachen, was sie vorhin in Verührung gebracht hatte, ja daß sie es absichtlich vermieden. So ward jenes Abenteuers über der Schylla und Charybdis auch nicht mit einem Wort Erwähnung gethan. Auch über die Brunnennymphe sprachen sie nicht, und noch weniger über die Wiedergeburt Italiens, ob sie möglich sei oder nicht? Merkwürdiger wird andern dünken, daß sie auch jetzt nicht über Heimath und Verwandte sprachen. Welchen seltsamen Grund sie deshalb anführten, werden wir gleich weiter

hören. Aber einige Leser wird noch mehr befremden: wovon die Leute denn überhaupt sprechen konnten, wenn sie alles bei Seite schoben, was sie natürlicherweise interessieren kann? Möglich, daß diese Kunst zu verschweigen, was sie dachten, grade das sympathische Geheimniß beider war; außerdem liegt aber in Italien ein Magnet. Wer Augen und Gefühl hat, sieht auch immer Gegenstände, die ihn anregen, und wenn Einor anfängt, fällt der Andere ihm in's Wort, wie in einem Zauberconcert, wo keiner die Instrumente vorher zu stimmen braucht; sie fallen und tönen und wirken in einander wie — wie sage ich's? — Wie die Strahlen und Tropfen in einem Wasserfall? Wie die Fäden in einem Weberschiff? Wie die Sonnenlichter, die durch einen Buchenwald in einander funkeln und stäuben, es hat kein Ende und keinen Anfang.

Daher können die Ernstesten heiter werden, ja die Schwermüthigsten sogar ausgelassen. Ich weiß Einen, der in der Campagna unter den Gräbern und Kaiserpalästen Rad schlug, bloß aus Freude, daß er so ein Stückchen der alten Roma unter seinen Füßen fühlte. Was mehr sollten die Beiden nicht froh sein, wenn das Meer unter ihnen schaukelte zwischen Bajä und dem Cap Misenum, wo die Flotten rüsteten zur Weltschlacht von Actium, und die kostbaren Turbotte schwammen, für die mancher

Senator und Kaiser Perlen und Goldstücke zahlten! Einen solchen Fisch, nicht so theuer wie ein Kaiser, aber theurer immer, als er werth war, hatte Eginhard auf einer Gondelfahrt laufen müssen, weil Helene mittheilend auf den Fisch oder auf den Fischer geblickt hatte, welcher ihn der Gesellschaft über Bord geboten, und mit der Rabbia der Begeisterung, daß sie in der Welt kein schöneres Exemplar sehen, und so wohlfeilen Kaufes erhalten könnten. Die schöne Steinbutte zappelte nun in Eginhard's Hand, und ihre Silberflossen glänzten in der Abendsonne, aber man hatte kein Netz im Kahn, und Eginhard schien unerfahren in der Behandlung solches Seeungeheuers. — Was am besten sei damit anzufangen? — „In's Meer! rief Helene. Was besseres, als ihm die Freiheit schenken.“ — „Wenn unsre Gebieterin befiehlt!“ und er hielt es schon über Bord, als die Mutter Einspruch that: „Wenn Du in Deinem Muthwillen Don Eginardo zu einem Verschwender erklären willst, bitte ihn lieber, die zehn Carlin baar in's Meer zu werfen; denn der Fisch ist schon so todesmatt, daß er die Freiheit nicht mehr zu würdigen weiß; er ist nur noch zur Pfanne zu gebrauchen.“ — Helene hatte sich der Steinbutte und ihres Trägers erbarmt, indem sie den Fisch ihm abgenommen, und ihm in den Rippen des Kahnes einen dürftigen Platz verschafft hatte.

Alsdann war man unter Vermittelung der Mutter einig geworden, daß die Steinbutte heut Abend gebraten und verzehrt werden solle.

Damit war ein Schritt weiter gethan; wenn sie die Steinbutte essen, und zusammen essen wollten, mußte es an einem Orte geschehen, wo man sie zurechten konnte, auf einem Herde, und an einem Tische, an dem, und Stühle, auf denen sie sitzen konnten. Wo? — Das war ganz natürlich in Susanna's Hause. Es war das nächste, und der Rahn segelte gerade darauf hin. Dann trat Eginhard zum ersten Male in's Haus selbst. Aber wie, in welcher Eigenschaft? — Eingeladen? und von wem? Sie sahen sich an, und fühlten, daß dieser Schritt entweder zu einer Brücke ward, oder — zu einem Risse.

Und wer sollte die Steinbutte zurechten? Die Hauswirthin hatte einmal das schönste Fischgericht halb verbrannt; den Fisch zum Garloch zu schneiden, nach dem Tasso, oder der Rosa Magra war viel zu umständlich, Helene und die Mutter getrauten sich nicht und Eginhard protestirte im voraus.

Darüber schien die arme Steinbutte mit dem Schweife ihre letzten Seufzer zu schlagen, aber ihre Schuppen waren jetzt pures Gold in der Abendsonne. Welcher Dämon stieg in Helenen auf! „Wenn Niemand braten, kann sie

doch Jemand malen. Wie malerisch, seht doch! Don Eginardo ist ja wohl ein Schlachten-Maler?"

„Aber an Schlächtereien habe ich niemals Vergnügen gehabt, entgegnete er rasch. Sonst schiene mir auch das Stilleben passender für Dilettantinnen.“

Da zuckten wie zwei Blitze zwei schneidende Worte, die jeder im nächsten Augenblicke gern zurückgezogen hätte; so feuerroth sah jeder den andern werden. Hatte eine sympathische Magie jedem durch die Rüste neulich die kaum von den Lippen gerungenen Gedanken zugesandt, mußte jeder, wie der andere über ihre Kunst kritisirte? Zum Glück unterbrach jetzt ein ängstlicher Ausruf der Mutter das verfängliche Gespräch. Ihr Schiffer fuhr ungeschickt durch die Steine, welche den kleinen Hafen bildeten, es konnte gefährlich werden, wenigstens scheinen, wenn der Kiel auf einen der unsichtbaren Riffe stieß. Frau Susanna schalt Helenen, nicht aufmerksamer gewesen zu sein, sie wisse ja, daß Antonio zuweilen eine Bottiglia zu viel trinke, und auch Eginhard erhielt die Weisung, daß er besser thue, mit der Stange selbst angreifen, als in die untergehende Sonne sehn. Die Wassergefahr war, wenn eine war, eben so rasch vorüber; und als sie auf festem Boden standen, auch die kleine moralische Wetterwolke, welche electrisch zu wetterleuchten geschienen. Sie stiegen

durch die steile, öfters durch hoch gewölbte Grotten sich windende Felsentreppe, und Eginhard führte am Arm die Mutter. Helene blieb oft zurück, dann hörte man durch die tönenden Wölbungen ihre melodische Stimme; sie sang oder declamirte, ob italienisch oder deutsch, die Melodie war: Kennst du das Land? und der Sinn unzweifelhaft. Helene war wieder zufrieden.

Und diese Stimmung blieb. Die Steinbutte ward wirklich und appetitlich bereitet; der alte Daniel und die Mutter thaten das beste daran aus ältern Erinnerungen, Helene pflückte die Citronen selbst vom Aste zur Würzung, und zur Ausschmückung des Schüssels auch Lorbeerblätter: „wem danach gelüftet!“ setzte sie wieder schelmisch hinzu. War es Zufall, daß sie in der Eil dabei über die Schwelle tretend eine Staffelei umwarf und das aufgespannte Gemälde riß. Eginhard hatte es liebenswürdig retten wollen, sie aber ihn auch liebenswürdig bei Seite gedrängt: „Lassen Sie das Spielzeug, wir geizen doch beide nicht mehr nach Vorbeern!“

Den Tisch setzten sie im Garten selbst zurecht, mit der Wichtigkeit wie erwachsene Kinder einen Weihnachtsbaum schmücken und anzünden; denn auch Lichter mußten schon brennen. Nur der Mutter schien plötzlich etwas einzufallen: „Nach guter deutscher Sitte müßte eigentlich jeder zuerst

erfahren, wie sein Nachbar am Tische heißt.“ — Seltsam, wieder dieselbe Sympathie! Beide protestirten in einem Athem dagegen: „Warum das? — Wir leben im Garten der Poesie.“ — „Und Helene meint, entgegnete die Mutter, vor einem Worte könne die Sache schnell verschwinden, wie die gewissen Nebelbilder! Ach, wie schwach, liebes Kind, wäre dann Eure Poesie, wenn der Klang eines ehrlichen deutschen Namens solche Wirkungen hervorbrächte.“ — Eginhard wollte es nicht gelten lassen: „Ein deutscher Name, klinge er noch so roh, rauh und gemein, dürfe und könne nie die Poesie zerstören, am wenigsten in Italien, wo die Luft den häßlichsten Ton mildere und verschöne. Aber Namen könnten doch Hindernisse hervorbringen, wie zum Exempel, wenn sie beide Montecchi und Capuletti hießen.“

Tochter und Mutter sahen sich an, nach einer Pause nahm Helene das Wort: „Nur nichts von Montagues und Capulets! Wenn auch der größte und süßeste Dichter ihren Familienstreit in der Poesie verewigt hat, so ist und bleibt es doch ein politischer Familienhader, und wir wollen keinen Hader, und am wenigsten in der Familie. Und was genirt es uns! Die deutschen Capulets würden gewiß nicht Gift schicken, um einen Feind umzubringen, und die deutschen Apötheker, meine ich, sind viel zu reich

und ehrbare Staatsbürger, als daß sie armen, verzweifelten Liebhabern für Geld Arsenik verkanften.“

Die Mutter nickte dazu: wie sie überhaupt nicht glaube, daß Jemand noch in Deutschland aus Liebe einen Selbstmord begehe. Die Werther-Senke wäre ja längst, durch viele andere ansteckende Krankheiten, und zuletzt durch die Politik völlig curirt. — Helene stimmte bei: aber neckische, lannenhafte Wesen gäbe es noch in Deutschland und sonst in der Welt, die man auch nicht bei Namen nennen oder citiren dürfe; sonst verschwänden sie plötzlich: „Zum Exempel wäre ich eine Undine! Hören Sie nicht, wie die Wellen jetzt dicht unter der Höhle sprudeln. Wenn nun ein brummiger Oheim Rühleborn lauschte, warnte und jetzt winkte; weil man mich zwingen will, meinen Namen zu nennen, riße er mich plötzlich in's Meer, und es thäte mir wirklich sehr leid, diese delicate Steinbutte verlassen zu müssen.“

„Fouqué'sche Zauberringe haben ihre Bannkraft verloren, sagte Eginhard; „aber wie, wenn ich über eine geheime Macht zu gebieten hätte! Wir sind im Lande der Rinaldo Rinaldini. Wie wenn ich ein verkappter Räuberhauptmann wäre, der nur auf die Pfeife zu schrillen brauchte, um seine Spießgesellen zu rufen. Es ist daher nicht geheuer, Namen zu rufen; wenn auch nur Töne und

Schatten der Wirklichkeit, können sie denn doch das Reich der Geister in Unruhe bringen.“

So schaukelten sie hin und her, und wehten Susannens nicht ernst gewordene Mahnung leise und leicht fort, wie der Abendwind unter den Drangenästen über ihren Köpfen und die beiden Windlichter in die Dunkelheit des Gartens spielten. Ob die Unterhaltung von Julien und Romeo, Undinen und Rinaldo Rinaldini zu andrer Poesie oder andern Wirklichkeiten überspielte, gleichviel, es war ein vollkommenes Concert, und beim Abschied gestanden alle, sie hätten wie große Kinder gespielt.

Als Eginhard nach Hause kam, warf er die Staffelei um, auf der sein letztes Gemälde stand; am andern Morgen fuhr er mit dickem Pinsel über die Mehrzahl seiner andern Bilder. Die Tischler schlossen daraus, er wolle nie mehr malen. Helene aber blieb nach Mitternacht am Balcon nach dem Meere, und folgte den Sternen im Wasser. Zuweilen gerieth es, daß ihre stillen Gedanken sich in Gesang verkörperten. Wenn sie es merkte, erschraf sie; die Mutter hatte einen so leisen Schlaf. Es waren aber alles frohe Gedanken, und wenn eines sie quälte, waren es die Montecchi und Capuletti und der — daß er doch erfahren hatte, daß sie eine Capulet war.

Eines Morgens fand Helene ihre Mutter am Balcon; sie blickte sehr ernsthaft nach dem Meere. Es war ein grauer Widerschein von Wasser und Licht, denn die Purpurwärme, in welche die Maler ihre Pinsel tauchen, glüht nicht dort alle Tage. Auch über den Golf von Neapel weht zuweilen, wie in unserm rauhen Vaterlande, ein matter Schauer der Behmuth. Frau Susanna war nicht kranker als je, auch war es kein Seelenleiden; ihre Gedanken flogen nur in die Tage der Vergangenheit, und was regt mehr dazu an, als ein graues Meer, nicht stürmisch und nicht spiegelruhig, und den Blick in die Ferne, wo das Firmament und das feuchte Element in einander zu verschwimmen scheinen.

Helene war auch nicht krank. Wie spotteten ihre Pfirsichwangen, ihr mehr als lebhaftes Auge der Krankheit! Wie elastisch war ihr Schritt, als sie halb zu den Füßen der Mutter sank, halb neben ihr saß, und, den Kopf im Schooß, den Arm um sie sagte: „Wie gut, wie unendlich gut Du bist, und wie Du den Seufzer so sanft und mild, ich möchte nur sagen, athmest, daß sie nur wie mütterliche Wünsche um die Lippen spielen.“

„Hat er gesprochen?“ frug die Mutter.

„Nein! Wozu auch! Wir verstehen uns so vollkommen und deutlich, daß wir es gar nicht wünschen dürfen.“

Das ausgesprochene Wort gäbe vielleicht dem Sinne einen andern Ausdruck.“

„Endlich aber muß er sprechen.“

„Muß! — Es wird ihn einen schweren Kampf kosten. Er muß um unsern Stand wissen; gewiß kennt er auch unsern Namen!“

„Weil er der deutschen Namen erwähnte, die rauh, roh und gemein klingen? Es kann auch zufällig sein.“

„Gleichviel, vor dieser Schranke steht er und zweifelt.“

„Du denkst Dir das zu schwer, Helene,“ entgegnete sie lächelnd. „Er verräth nichts von Unsicherheit, scheint vielmehr wohl bewußt, wie viel er werth ist. Wie die Mehrzahl der jungen Männer von heute; und man muß schon zufrieden sein, wenn sie bei Anspruch auf Bildung nicht von unerträglicher Selbstzufriedenheit dämpfen. Er scheint wirklich solide Kenntnisse zu besitzen, und scheint nicht prahlerisch, noch will er Alles voraus und besser wissen als andere. Etwas Eitelkeit würde ich ihm schon verzeihen.“

Jetzt lächelte Helene: „Hast Du noch mehr rühmliche Eigenschaften gefunden?“

„Gewiß. Er ist weder roher Phantast, noch blasirt und ironisch, sondern liebenswürdig, sicherlich in der Tour-nure, ich will aber glauben auch dem Fonds nach. Das

Eines Morgens fand Helene ihre Mutter am Balcon; sie blickte sehr ernsthaft nach dem Meere. Es war ein grauer Widerschein von Wasser und Licht, denn die Purpurwärme, in welche die Maler ihre Pinsel tauchen, glüht nicht dort alle Tage. Auch über den Golf von Neapel weht zuweilen, wie in unserm rauhen Vaterlande, ein matter Schauer der Wehmuth. Frau Susanna war nicht kranker als je, auch war es kein Seelenleiden; ihre Gedanken flogen nur in die Tage der Vergangenheit, und was regt mehr dazu an, als ein graues Meer, nicht stürmisch und nicht spiegelruhig, und den Blick in die Ferne, wo das Firmament und das feuchte Element in einander zu verschwimmen scheinen.

Helene war auch nicht krank. Wie spotteten ihre Pfirsichwangen, ihr mehr als lebhaftes Auge der Krankheit! Wie elastisch war ihr Schritt, als sie halb zu den Füßen der Mutter sank, halb neben ihr saß, und, den Kopf im Schooß, den Arm um sie faßte: „Wie gut, wie unendlich gut Du bist, und wie Du den Seufzer so sanft und mild, ich möchte nur sagen, athmest, daß sie nur wie mütterliche Wünsche um die Lippen spielen.“

„Hat er gesprochen?“ frug die Mutter.

„Nein! Wozu auch! Wir verstehen uns so vollkommen und deutlich, daß wir es gar nicht wünschen dürfen.“

Das ausgesprochene Wort gäbe vielleicht dem Sinne einen andern Ausdruck.“

„Endlich aber muß er sprechen.“

„Muß! — Es wird ihn einen schweren Kampf kosten. Er muß um unsern Stand wissen; gewiß kennt er auch unsern Namen!“

„Weil er der deutschen Namen erwähnte, die rauh, roh und gemein klingen? Es kann auch zufällig sein.“

„Gleichviel, vor dieser Schranke steht er und zweifelt.“

„Du denkst Dir das zu schwer, Helene,“ entgegnete sie lächelnd. „Er verräth nichts von Unsicherheit, scheint vielmehr wohl bewußt, wie viel er werth ist. Wie die Mehrzahl der jungen Männer von heute; und man muß schon zufrieden sein, wenn sie bei Anspruch auf Bildung nicht von unerträglicher Selbstzufriedenheit dämpfen. Er scheint wirklich solide Kenntnisse zu besitzen, und scheint nicht prahlerisch, noch will er Alles voraus und besser wissen als andere. Etwas Eitelkeit würde ich ihm schon verzeihen.“

Jetzt lächelte Helene: „Hast Du noch mehr rühmliche Eigenschaften gefunden?“

„Gewiß. Er ist weder roher Phantast, noch bläffert und ironisch, sondern liebenswürdig, sicherlich in der Tour-
nure, ich will aber glauben auch dem Fonds nach. Das

Holländer nach einer Fata Morgana segle? Ach, liebes Kind, hoffe nicht, daß alle Macht Deiner Poesie diese Lebern zähen Kreise durchbricht. Wie liebenswürdig, bezaubernd Du bist, wie viel Einfluß Du über den allmächtigen Großvater und Autokraten hast, Du bist und bleibst verstrickt im Spinnengewebe, im Netz und Bann Deiner Verwandten. Wo Du fliehen willst, wo Du ein Picht, einen Schlupfwinkel, eine Rettung siehst, die guten Verwandten haben alles belauscht, behorcht, berathen und verrathen, Dich — wie damals Deine Mutter.“

Nun wußte Helene, was die Mutter im grauen Meerespiegel gesehen hatte. Wenn diese Gestalten aus dem Grunde der Vergangenheit aufstiegen, mußte man sie gewähren lassen!

„O, ich sehe wie heut wieder alles wie damals, goldne Tage der Freude, des Entzückens! Wie Dein Vater ein Heros mir erschien! Friede ihm! Was mußte er kämpfen, hierhin und dorthin, bis er müde ward! — Mein Vater, ein vielerfahrener, durchgebildeter Weltmann, war zuerst gewonnen. Die alten Edelleute von damals mußt Du

Dir nicht wie die heutigen denken; in den Schulen der Intelligenz und auch der meisten Höfe, hatten sie gelernt, daß man vor den Stürmen, die androhten, sich bei Zeiten nach leidlichem Obdach umthue. Mein seliger Vater, der Reichsgraf, wenigstens kein Fanatiker und starrsinniger Zelot, überrechnete, daß um alte Standesrechte zu bewahren, es auch der alten Mittel bedürfe. Aber meine Mutter und die andre Familie schrieten Zeter und Wehe über die Resalliance. Als es nicht mehr zu ändern war, betrachteten sie mich für den verdorrten Ast eines stolzen Baumes. Und doch hatten sie nicht den Muth, ihn abzuschneiden; sie wollten immer wenigstens noch etwas retten. Da sollte im Heirathscontract stehen, wie mein Vater mich behandle, mich in Gesellschaft führe, wie unsre Leute mich nie anders als „Gnädigste Gräfin“ anreden sollten. „Auch ich?“ fragte Dein Vater und griff schon nach der Feder, als der Graf, mein Vater, den Artikel rasch durchstrich. Ach Deines Vaters verächtlich stolzer Blick hatte mir wehe gethan, und doch wie ich ihn doppelt lieb hatte! — Aber nun, als wir abfuhrn in der eleganten schwellenden Chaise, mit feurigen jungen Rossen, sie flog wie auf einem stolzen Segelschiff über das sanft bewegte Meer, da glaubte ich, von seinem Arm umfaßt, nun ginge ich, erlöst aus Vorurtheil und beschränkten Ansichten, dem Frieden des Glück-

sichen, bürgerlichen Familienthums entgegen, ohne Sorge und ohne Gêne, dem Glück des geliebten Mannes und meinem Bewußtsein leben zu können. Wie rasch es anders ward!

„Dein Großvater sah mich auch gütig an, er nahm mich gnädig in seine Arme, wie ein gnädiger Sultan. Die Sonne thut's auch gegen die Creatur, aber sie fordert nicht, daß die Creatur immer verwundert sie anstaunen und danken soll, daß sie so schön und warm ist.

„Ihr wißt nicht mehr, wie die Verhältnisse damals, und ein welcher Gewaltiger Dein Großvater unter den Leuten und in der Gegend war, wie Verwandtschaft und Nachbarn sich vor ihm in Ehrfurcht und Furcht beugten. Generalpächter der ersten Domaine der Provinz, selbst Besitzer des reichsten Rittergutes, und weit umher als erster Landwirth berühmt, war sein Einfluß außerordentlich. Minister und Prinzen wohnten bei ihren Reisen durch die Provinz nur bei ihm, seine Empfehlungen nach der Hauptstadt waren gültige Wechsel, und wenn er selbst einmal nach der Residenz kam, schien es wirklich als wenn ein fürstlicher Gast incognito eintrat, und man suchte und antichambirte ihn um seinen Rath oder seine Gönnerschaft. Wenn seine Brust nicht mit den höchsten Ehrenzeichen sich schmückte, wie man erwarten sollte, geschah es wohl nur,

weil es damals nicht so Mode war, und wenn er nicht einen Adelsitel erhielt, nur weil sein patricischer Bauernstolz ihn es anzunehmen hinderte. Waren doch schon seit Menschenaltern viele Familien der Provinz, auch alte, mit der seinen verschwägert und verschwistert, daß er kaum mehr etwas zu bedürfen schien, um ihn höher und sicherer zu stellen, als er schon in der Meinung des Publikums und in seiner eigenen stand.

„Er verlangte nur nach dem Weibrauch und — nach einer Kleinigkeit. Er wollte ein Majorat stiften, und es seinem ältesten Sohne hinterlassen. Dieser Lieblingsgedanke hatte ihn leichter gestimmt, in die Heirath seines Lieblings mit einer Braut ohne Geld, aber vom reinsten Vollblut zu willigen.

„So sah er auf mich gnädig; wie aber die Andern! Vor ihnen galt nur Reichthum, Besitz, Familienverwandschaft. Ich war eine Fremde, Eingedrungene, Eine, die durch List, oder welche Künste, in eine ehrbare Familie sich geschlichen, um sie zu berauben. Du kennst sie, oder nein Du kennst sie nicht; die Luftsäure, was sie Cultur nennen, hat doch manches Aetzende seitdem abgefeilt. Aber diese Physiognomien, welche mich zuerst angafften! Die Männer laß ich noch bei Seite, aber diese Tanten, Cousinen, Schwestern, an Ueberfülle von Gesundheit und Kraft

strotzend, und einen Bus umgehängt, der mir vorkam, als ob aus allen Modegeschäften der theuerste und geschmackloseste zusammengerafft wäre! Dieses erste Diner, das Familieneffen! Der Tisch brach, darauf war ich vorbereitet; aber ich hörte noch Tage lang die musikalischen Operationen des guten Appetits, und dazu die freundliche Ermahnung: „Sie essen nicht.“ — „Freilich, Sie sind an Besseres und Feineres gewöhnt!“ Und die andern Schmeicheleien, honigsüße Banalphrasen, die mir in's Gesicht geworfen wurden, deren eigentliche Meinung zu verbergen sie aber kaum für nöthig hielten. Ich, unglücklicher Weise, war so nervös erregt, daß ich alles sah und hörte: wie meine Gestalt, Haltung, Bewegung kritisiert ward, meine Tournure, Toilette, Schönheit: „wenn er absolut eine pauvre Gräfin in die Familie bringen wollen, hätte er sie ja nicht so weit zu holen gebraucht.“ In der ersten Nacht schwirrte es mir, als wäre ich in eine andere Menschenrace, eine Horde von Canibalen gerathen. Ich vergaß, daß sie unter einer Sonne lebten, die ihnen allen Glanz und Licht war. Er hatte ja dem Lieblingssohn schon fast alles versprochen oder geschenkt, und auch das sollte eine Fremde an sich reißen! Wie manche Mutter, mancher Bruder, hatte für ihre Tochter, für seine Schwester gehofft. Ich vergaß auch, daß ich in eine neue Welt

spießbürgerlicher Gewohnheit gerissen war, unter Menschen, die nie über den kleinstädtischen Kreis sich gehoben und neben der einen Sonne keine andern Gestirne gesehen hatten. Aus einer Schula fühlte ich mich in eine Charybdis gestrandet. Dort war ich in einer Gesellschaftsphäre gewesen, welche doch freier, edler, menschlicher gelebt und nur aus Vorurtheil sich selbst Schranken aufgebaut hatte; der gefangene Gedanke konnte noch mit dem Kerkermeister streiten und unterhandeln, hier verstand man ihn nicht, es gab auch keine Sprache der Vereinigung. Schon im ersten Augenblicke war ausgesprochen, daß wir geschieden waren, und in den Wochen und Monaten ward alles so unheimlich, peinlich, was mich umgab, ja verächtlich, daß mir auf Augenblicke — ich bekenne meine Sünde — Dein Vater wie ein verkappter Feind erschien, der mich mit Hinterlist in sein feindliches Lager geraubt hatte, und ich träumte mich wie in dem Theaterstück die gefesselte Phantastie, welche immer flattert nach reinerer Luft, aber immer zurückfällt auf die dumpfe Erde."

Sie hatte in den bittersten Erinnerungen geschwelgt. Als sie aber Helenens Augen feucht sah, strich sie über ihre Stirn: „Es ist mir zuweilen Erholung; heute schlen es mir Pflicht. Es ward seitdem manches besser. Damals aber suchte ich Rettung, indem ich mich verschloß,

nur mir selbst leben wollte. Das ist eine Irrung; Deinem Vater that ich zum zweiten Male weh und unrecht. Den Spalt, über den er Brücken zu bauen suchte, machte ich ja dadurch größer. Als ich meinen Irrthum einsah, meinen Widerwillen überwinden, die besseren Seiten der Familienglieder zu würdigen suchte, war es zu spät. Wenn ich nicht mehr stolz war, hieß ich doch präcise. Ich hätte meine Noten fortwerfen müssen, so viel als gar nichts lesen, und nur Musik machen, nun ja, was vom Reiermann gebreht wird. Das war nicht möglich, aber ich folgte und stürzte mich, wo's möglich, in das, was sie Vergnügen nannten. Es gelang auch eine Weile zum Betäuben, bis ich vor der entsetzlichen Leerheit in mir erschrak. Da rettete mich Dein Vater; er hatte alles still mit mir gefühlt, er sah, daß ich unterging, und forderte selbst jetzt, daß ich in meine Burg mich zurückziehe, zu meinen alten Liebhabereien, zu meiner Kunst, meinen Büchern, meinen alten Musikstücken; denn er fordre mich selbst mir wieder, sagte er, in meiner alten Liebenswürdigkeit, meiner Grazie und meinem Stolz. — Komme denn, was daraus wolle! — Da starb mein Vater, der Reichsgraf. — Der letzte Glanz meiner Familie hatte seine letzten Anstrengungen gekostet; beim Liquidationsprozeß erfuhr man, daß alles hingegeben war für einen Schein. Die Familie ist nun ausgestorben,

nichts hinterlassend als ihre stolzen Grabsteine, und die einzige gute Speculation ihres letzten Sprossen — das mußte ich auch hören — war die: „sein Kind zu rechter Zeit, nämlich vor dem Bankrott, dem reichsten Domainenpächter an den Mann gebracht zu haben.“ — Und meine Trauerkleider waren noch neu, als auch er mich verließ — Dein Vater! Und nun war ich allein in dieser Familie! — Wie ich da war, was ich da fühlte, auf welchem Grabeshügel mich werfen sollte, um Rath und Trost von den Schatten, welche Stimmen von Jenseits zu erbitten — wer weiß das alles! Es war ein wüster Traum! — Da erbarmte Gott sich meiner und sandte mir Dich. Auch Du, mein theures Kind, solltest mir nicht zum Trost sein. — Daß ich es sagen muß! ein neuer Unglücksstern schien am Tage Deiner Geburt zu leuchten. Wärest Du ein Sohn gewesen, der künftige Majoratsherr, ja dann war mir Alles verziehen, auch daß ich geboren bin. Es war nun anders, ein Tag der Enttäuschung und der Schadenfreude. Ach mußte Deine Mutter von ihrem Krankenbette aus der Ferne die stillen Freuden Thränen im Feindeslager hören! Der Alte war überwunden, hieß es, sein Stolz, seine Hoffnung gebrochen, und — jetzt konnten Andere hoffen!

„Aber es ward anders, fuhr Frau Susannia nach

einer Pause fort. Dein Großvater hat nur eine stille Thräne seiner enttäuschten Hoffnung geopfert. Es hatte seinen felsenfesten Sinn erschüttert. Er donnerte nicht, er verwünschte auch nicht; ein Paar Tage sprach er mit Niemand, dann ließ er mir melden: ich solle ruhig sein, und in Gottes Willen mich fügen; er werde auch für mich sorgen wie ein Vater, und meine Tochter solle sein eignes Kind sein. — Ward er's? — Wie es mit jedem Tage, mit jedem Jahre anders, schöner, vollkommener ward. Heißt Du nur ihr Goldkind, oder bist Du es nicht? Als kleines Mädchen brauchtest Du nur mit Deinen blauen Augen, Deinen goldenen Locken ihm auf den Schooß gesetzt zu werden, so war sein grämliches Gesicht verschwunden, und einige Augenblicke darauf lächelte der Greis, welcher auch als Jüngling, wie ich glaube, nie gelacht hatte, aus pflichtigem Respect vor seiner eignen Würde. Sie wollten Dich mißbrauchen, die Andern. Gleichviel, ich wenigstens habe es nie gethan. Ich war damit zufrieden, daß sie Dich nicht mehr hassen und beneiden konnten. Sie erkannten Dich als ein Wesen höherer Art; Du wardest eine Fee, welche den Regenbogen des Friedens zwischen den Verwandten spannte. Was Du Alles gezaubert hast! Wäre ich denn noch am Leben ohne Dich, wenn nicht Du mich getröstet, gepflegt hättest, wenn nicht

Deine Hoffnung wie ein Stern aus dem grauen Meere vor mir aufgestiegen wäre. Und er ward täglich heller, freundlicher, glänzender — ich gewann die Ruhe wieder.“

„Und jetzt klagst Du an, ich will sie wieder hören, fiel Helene ein. Nein, Du klagst nicht, es ist nur ein stiller Vorwurf. Ja, wenn das wäre —“

„Wäre ich ungerecht, unterbrach sie mit bestimmtem Tone. Ich denke nicht an mich; ich bin, wenn Du das Wort Sterbende nicht hören willst, eine Pflanze, die nur noch an der milden Herbstsonne sich wärmt und athmet; im Winter ist sie starr und hin. Ich denke nur an Dich, an Deine Zukunft. Ach, mein liebes, liebstes Kind, wenn ich voraussähe dasselbe Loos, was mich getroffen, wenn auch Du dieselbe bangenvolle, jammervolle Zukunft zu erwarten hättest, die meiner Mutter das Herz zerriß, wenn auch Du solltest — Ich will Dich und mich nicht martern; aber das erwäge, ich folgte rasch, ohne viele Prüfung, den ersten vollen, glühenden Gefühlen. Du liebe Helene hast schon weit mehr gesehen, gelernt; mit welcher Umsicht hast Du schon die Welt beobachtet, wie vernünftig scheinbar glänzende Anträge zurück gewiesen, und nun solltest Du doch dem Impuls des Augenblicks Dich hingeben, und im Augenblicke aufgeben, was Du jahrelang besonnen, als Schatz gespart hattest!“

Das war nicht der Ton, um ihr Herz zu bewegen. Die Blume, die im Herbst welkt, um im Winter starr und kalt zu sein, hätte sie wehmüthig gestimmt, aber die Vernunftgründe gegen eine Mesalliance erweckten nur den Widerstand in Geist und Herz. Es war sogar ein harter Ton in ihrer Vertheidigung: ob sie denn je vormalig, wenn Heirathsanträge kamen, an das Standesmäßige gedacht habe? So wenig als ob die Freier reich oder arm gewesen. Wenn diese Umstände damals, als sie mit völliger Unbefangenheit, Vernunft, oder wenn man will, ohne Leidenschaft, entschied und ablehnte, sie nicht berührt hatten, wie sollten sie jetzt, wo Reigung und Gefühl ihr Recht forberten, sich geltend machen? Wer verlange denn, daß sie einen reichen und vornehmen Gatten nehme? Ihre Mutter doch gewiß nicht. Die Verwandten? Seit wann sie auf die Wünsche der Familie Rücksichten genommen! Habe sie denn nicht ihre Freiheit bis jetzt vollkommen gegen dieselbe bewahrt? Oder hätte sie ihren Muth verloren? Im Gegentheil, sie fühle sich jetzt muthiger, fast muthwilliger, ihr freies Recht auszuüben gegen jeden, der es anfechte.

„Und Dein Großvater?“

„Er wünschte, daß ich zu einer Heirath mich entschliesse, durch welche der Traum seiner Jugendjahre erfüllt werde,

setzte Helene in sanfterem Tone fort. Und ich störe diese Träume, wenn ich meine Hand einem armen, unbekannten Maler reiche. Freilich, der würde zu einem Majorats-herrn sich nicht recht schicken. Ist's aber das erste Mal, habe ich nicht schon mehrmals sein Traumbild gestört? Wie oft fürchtetet Ihr sein Gewitter, daß der Schlag mich treffen müsse; und die Blitze wurden immer ein sanftes Wetterleuchten, und der Himmel ward klarer als vorher. Der gute Großvater, sagte er nicht einmal: „Helene hat am Ende recht; der paßt für sie nicht!“ Ein andermal: „Meine Helene hatte kein Herz für ihn, und es ist ein gutes Herz; da muß man es respectiren.“ Und schlug er nicht das letzte Mal mit Lächeln mir in's Gesicht: „Das Schelmengesicht will etwas Apartes haben; muß man ihr wohl lassen was sie will, und sie wird schon den rechten finden.“ — Der Großvater hat mein Recht erkannt, was kümmern mich die Andern! Wenn's auch gewittert, Mutter, der Himmel wird wieder blau. Glaubt es mir; mein kleiner Finger sagt es.“

Der kleine Finger mußte ein Magnet sein. Als sie den Arm hob, riß und senkte sich die graue Wollenschicht über Bajä, es ward ein blauer Streif, der links weiter, weiter ward, über den Cap Misenum, Procida, immer heller: „Siehst Du!“ sprach Helene, die mit dem kleinen

Finger dem sonnigen Streifen folgte: „'s ist schon blauer Himmel über Capri.“

Eginhard war, als der Finger dahin zeigte, aus der Balconthür getreten. „Die Sonne auf Capri, und die See wie ein Spiegel,“ sagte er sie begrüßend. Man hatte die Partie dahin seit Tagen besprochen. Antonio stand schon unten. Helene sagte nichts, sie hielt nur der Mutter die Hand, und Frau Susanna fühlte nur, wie lebhaft der Puls schlug.

Es war ein Tag, wie man ihn nur wünschen kann. Der Golf war ein Spiegel, und doch blähte der Wind den Segel. Weiße Vögel rauschten über ihnen, wie glückliche Boten und Genien voran der Insel zu, während die Delphine vor lauter Muthwillen Kad in den Wellen schlugen.

Es ist ein langer Weg zwischen Sorrent und Capri. Die Beiden rechneten nicht, sie wußten nichts von der Zeit. Antonio schwieg lächelnd und zufrieden, denn er war von Eginhard vorher mit Geld gewonnen, diesmal keinen Sturm und kein Unwetter zu beschwören. Frau

Enfanna blieb auch still, aufmerksam und nachdenkend, den Blick in die Wellen, wie die Kartenschlägerin in ihre Karten.

Doch blieb uns Einiges von dem, was der Wind verweht hat. Wie konnte er „das Spiel der Delphine dem Koboldschießen der Bajazzo vergleichen!“ — „Arions geheiligte Trabanten! hatte sie gerufen. Auch die stumm gebornen Wesen athmen Bewunderung für seine Feier. Auch die Natur feiert die ewigen Mächte der Poesie.“ — „Ja, die ewigen, hatte er geantwortet; wenn unsere aber nur Leiermänner geworden wären!“ — „Ist er auch ein verborbener Dichter!“ hatte sie, aber glücklicher Weise nur gedacht; er indeß mochte den Sinn verstanden haben. Er war nicht verlegt. „Geist und Natur, sagte er, Dichtung und Natur, Phantasie, Offenbarung und Natur, das sind die großen Pole und Gegensätze, welche jetzt die Frage unsres Daseins beschäftigen. Im Grunde sind wir die besten Dichter, wenn wir nur eine leidliche Brücke zwischen beiden kleben. Wir nennen's Harmonie, wenn wir die tiefen Abgründe, vor uns und andern, verbergen, und bunte Blumen und schöne Phrasen um die disharmonischen Risse schmücken!“ — „Das ist mir viel zu gelehrt,“ hatte sie rasch gesprochen, und eben so rasch den Shawl um die Schulter wendend, auf's Meer gesehen.

Aber auch sie war nicht verlegt; sie scherzten wieder. Ein großer, fremder Vogel hatte sich auf die Segelstange gesetzt. Sie stritten, was es sei, und als er wieder aufflatterte, und seine Kreise schwenkte, ob es bedente, daß sie heute in die blaue Grotte einfahren würden oder nicht? „Er segelt rechts,“ sagte er. „Nein, links!“ sagte sie. Der Wettstreit wurde ernst, es war beiden ja so ernster Wunsch, die grotta azurra vor Sonnenuntergang zu besuchen. Eginhard lächelte: „Opfern Sie etwas, was Ihnen lieb ist; in die Wellen oder in die Lüfte einen Wunsch! Die Mächte hören gern auf fromme Vota aus den Lippen so schöner Bittenden.“ Da war der Vogel, ein dunkler Punkt, in der hohen Luft verschwunden. „Die Fata Morgana wieder fort, seufzte sie. Das ist Ihre Schuld; was störten Sie durch eine fade Schmeichelei die heilige Morgenstunde?“ — Er blickte, die Arme über der Brust kreuzend, stier in den Horizont, bis er sein Wort einsetzte: sie würden heut noch in die Grotte fahren! Er versicherte, nur vermöge seines scharfen Auges sei er durch die scharfe Luft dem Vogel gefolgt; aber Helene meinte, er hätte wie ein Magier ausgesehen, daß sie sich fürchten möchte. — „Geben Sie nichts auf Ahnungen?“ sagte er. — „Ich bin nicht abergläubisch!“ — Das that ihm leid. Sie verlangte eine Antwort: warum es ihm leid thue?

„Wo der Nebel durch die Waldschluchten rieselt, unsere alten Schlösser feuchte Schatten werfen, und schauerliche Traditionen durch die Ammenstube spuken, umflüstern zuweilen auch mich die Unheimlichen, aber hier, wo kristallenes Licht vom Horizont bis in die Tiefe des Meeres bringt, ist's mir Verflüchtigung.“ — Eginhard entgegnete: „Wollen Sie dem Trost entsagen, wenn die brennend heiße Mittagssonne Sträucher und Pflanzen, Felder und Fluren versengt hat, und die Dämmerung und ihre geheimnißvollen Wesen uns erquicken und die Creatur wieder aufathmen lassen! Fühlten Sie denn nie in der Campagna, wenn das Auge schon übersättigt ward vom gelben Reflex, wenn die Lunge erhitzt war vom goldenen Staube, schlürften Sie dann nie am Abend das Clairobscur, welches die violetten Albanergebirge färbte? Und wo ist denn ein Licht in aller Welt, in der bürgerlichen Gesellschaft, in den Wissenschaften, in der Geschichte oder in der Kunst, was uns so vollkommen befriedigt, daß wir nicht endlich die Unbefriedigung, den Ueberdruß empfinden, und irgend nach einem dunkeln Winkel uns sehnen, wo es nicht klar ist, Zweifel, Ahnungen uns belauschen, wie ein Traumbild uns zum balsamischen Trost nach allzu großer Anstrengung?“

Sie wollte es nicht statuiren; ein gesund werdender

müsse immer nach Klarheit verlangen, und ein wirklich gesunder sie zu jeder Zeit ertragen; wer nach dem Hellbunkel schwachte, werde, wenn er recht zusieht, einen kranken Flecken in sich selbst fühlen. — „Wie in uns allen, sagte er. Im Menschengeschlecht und in der Natur.“ — So sei es jedes Aufgabe, entgegnete sie, das bessern und curiren! — „Ach an der Cur laboriren wir seit die Menschheit erschaffen ist, und die Krankheit ist heut dieselbe, seit wir aus dem Paradiese verstoßen wurden; nur die Namen wechselten, die Doctoren und die Arzeneien.“

„Gott sei Dank, daß wir ohne Riß und Klippe losgekommen sind!“ sagte die Mutter, als der Kahn mit einiger Heftigkeit auf den Ufersand stieß. Wenn es nicht geschehen, würden sie wohl bis ins Paradies gestiegen sein; auf dem Strande aber stieg die Hälfte der Marina, wie um die Aufkömmlinge zu geschehen pflegt, um Hülfe, Dienste und Geschenke darzubieten. Die Damen mußten von den schenkel- und arm-entblößten, rothhäppigen Burschen, die jeder aus der Stummen von Portici kennt, mit drei kräftigen Griffen, erstens aus dem Kahne herausgerissen, dann über das Wasser getragen, und endlich in den feuchten Sand gestellt werden; ländlich, sittlich, und
landen auf. Und warum schrak doch Helene, ist rügend zurück, als Eginhard, der doch

nicht mit aufgeträmpelten Hemdsärmeln und Hosen, sondern sogar behandschuht, zum selben Cavalierdienst sich darbot? — Und warum, setzen wir hinzu, bat sie ihn gleich nachher freiwillig um seinen Arm, als sie nach dem Wirthshaus auf dem Berge stiegen? Weil sie wieder gut machen wollte. Aber was hatte sie verbrochen, und warum wollte sie es wieder gut machen?

Aber sie haberten nicht mehr über Aberglaube und Aufklärung, noch über das Paradies, denn ein Stüdchen des letzteren trat ihnen ja auf dem Wege selbst entgegen. Wie viele frische, hübsche Fischermädchen mit Blumen, Muscheln, Perlen, die sie zum Kauf anboten; dort tanzten andere die Tarentella, zu eigener Lust oder um schelmisch den Fremden die flache Hand entgegen zu halten. Helene war entzückt über die Schönheit des einen Mädchens, daß sie ihm einen Kuß gab; sie forderte Eginhard auf, ihr ein schweres Geldstück, das in seiner Börse noch schimmerte, zu schenken. Er hatte, anfänglich aus eigenem Antriebe, dann auf Helenens Bitte, fast seine ganze Summe an kleinem Gelde ausgetheilt, und die Börse eben im Einstecken, ohne sie wieder herauszunehmen sagte er: „Die ist viel zu schön für Geld.“ Das Mädchen lachte und lief fort, Helene war unzufrieden, wenigstens einen Moment, dann schmolte sie: wie es möglich, daß er in

das wunderschöne Mädchen nicht verliebt sei. „Und abergläubisch ist sie gewiß.“

Zum Glück stürzte gerade jetzt der Wirth der Victoria herbei, um den Excellenzen zu gratuliren, daß sie nicht zu gelegener Stunde kommen können, um das excellenteste Branzo, was je nur ein Mylordso gefunden, zu genießen. Alle, von der Seefahrt sehr hungrig, tauschten mit großem Vergnügen die reelle Tafelfreude mit dem lustigen Wortgefecht, und dieses Mal, was selten, schien das Programm des Wirthes eine Wahrheit.

Aber nach der blauen Grotte wollten sie auch jetzt nicht. Der Wind war contrair. Die Felsentreppe nach Anacapri hat auch unvergleichliche Ausichten, und man war zufrieden, weil man zufrieden sein mußte. Nur Eginhard nicht, denn er glaubte, der Wind werde bis Mittag umgehen; aber er behielt es für sich. Die Mutter ritt auf einem Maulthier, Helene wollte nur Freiheit athmen; sie sprang mehr als sie ging. Immer weiter, immer weiter! man werde immer schönere Ausichten finden! Eginhard war. i. e.: der Weg sei weit, und sie werde vor Zeit müde werden. Sie war nicht in der Laune sich commandiren zu lassen. „Doch nicht, antwortete sie, wenn man einen so lebhaften Gesellschafter hat?“ Ihr Gesellschafter war aber diesmal nicht Eginhard, sondern ein

alter Schweizer mit Barbschnase, ein Corporal der Neapolitanischen Garnison, welcher aus vaterländischer Begeisterung sich den deutschen Familien als Führer angebrängt hatte. Weil er, was er bethenurte, in den Deutschen nicht Fremde sähe, sondern seine lieben, theuern Landsleute, und weil es ihm die Kehle drückte, wie die hiesigen Ciceroni betrügen und unrichtig führten, und unter seiner Brust schlage ein deutsches Herz! Eginhard meinte, unter seiner Brust schlage nur sein deutscher Durst, und in seiner Kehle drückte ihn nur der Wunsch nach einigen Flaschen Weins, welche die ehrenwerthe Gesellschaft gewiß in Anacapri aufstischen werde. Helene schien, seiner Meinung nach, dem miles gloriosus viel zu viel Aufmerksamkeit zu schenken, und er widmete seine deshalb allein der Mutter, indem er bei schwierigen Stellen selbst ihr Maulthier führte. Sonst blieb er still; Susanna sah einen Zug in seinem Gesicht, der ihr noch unbekannt war, als er plötzlich inne hielt: „Wohin sehen Sie?“ — Sein Commando „Halt!“ schütterte durch die Karavane; denn eine solche wird hier jede Spazierfahrt durch den Troß aller Neugierigen. Dem ersten folgte sogleich ein zweites Commando: „Rückwärts!“ Eginhard hätte wohl höflicher und früher schon sagen können, warum er Stillstehn und Rückkehr befahl: daß er dem Winde und dem Meere längst

aufmerksam gefolgt, und jetzt gewiß der günstige Augenblick wäre, den schon bestellten Kahn nach der Grotte zu besteigen. Helene, der Schweizer, Alle sahen sich an, und als die erstere geäußert: „Das wäre ja vertrießlich!“ denn sie hatte sich auf die Aussicht von der nächsten Kuppe gefreut, erhob der Corporal seine Stimme: „Das Meer sei lange noch nicht ruhig genug, um die Einfahrt in die Grotte zu wagen, und Mancher glaube zu wissen, er aber müsse wissen, denn“ — als Eginhard im selben Momente das Maulthier umgedreht hatte, vielleicht mit Frau Susannens stiller Zustimmung: „Nun keinen Augenblick mehr gezaudert!“

Das Wort: „Impertinent!“ wollte eben Helenen entschlüpfen; zum Glück blieb es noch in den Lippen zurück, denn was hätte es hier geholfen! Troß, Maulthiere und Esel, den Schweizer mitgenommen, hatten schon kehrt gemacht, als parirten sie militairisch Ordre dem gebieterischen Felbherrn. Und so kam man noch zur rechten Zeit am Strande, wo das Boot bereit lag; nur der Corporal declamirte, in der Hoffnung, daß man ihn zur Wasserfahrt einlade: „Wie gefährlich der Eintritt in die Grotte zu jeder Zeit sei, wie man zu laviren habe, um im rechten Augenblicke durchzurutschen, die tückischen Tölpel von Neapolitanern aber überhaupt die Ruder nicht zu behan-

deln wüßten. Das verstanden nur die Söhne Tells, denn der große Wilhelm Tell, wie den Herrschaften bekannt sein werde, habe im Vierwaldstädtersee“ — Es ging noch weiter; der Schweizer hatte von Schiller, und sogar von Rozebue gesprochen, als Eginhard im rechten Augenblick, nämlich als die Mutter selbst in den Rahn gestiegen und er der Tochter den Arm geboten, dem Corporal zwei volle Geldstücke so klingend hingeworfen hatte, daß es ein Zufall war, oder eine besondere Uebung des Empfängers verrieth, als sie nicht auf die Erde, sondern in seine Hand fielen: „Zum Durst vorher und nachher!“ Auf das: „Erlauben Sie?“ hatte Helene erlaubt, es war ja nur ein Schritt zum Rahn und nur weil der Ruderer einige Schwierigkeit fand, den Kiel vom Sande loszustößen, hatte Eginhard dem freien Schweizer, etwas nachzustößen zugerufen. Er hatte prompt gehorcht, so prompt, als Helenens Hand in Eginhards Arm geruht hatte.

Das Schweigen dauerte fort, und der Rahn schaukelte auf den Wellen, als Helene plötzlich auflachte, laut, als wäre es ein Krampf. — „Was ist Dir, Helene?“

„Ich weiß es nicht — ich weiß es wirklich nicht.“ Nach einer Weile sagte sie: „Weil Alles so ist, wie es ist; daß mich nicht plötzlich eine Migraine überfiel, und die Partie nicht durch mich gestört ward. Wundert Ihr

Euch nicht darüber? Oder findet unser gebietender Reismarschall und Gouverneur es ganz natürlich, daß zwei Opferlämmer sich an seinen Arm fassen und über Bord führen lassen, ohne Frage und ohne Bitte — auf Ordre! Oder sind Ewas Töchter von aller Empfindlichkeit frei!"

Eginhard bekannte sich als schuldig, aber mit der Vertheidigung, daß er nicht anders könne, als er gehandelt. „Ich hatte mein Wort verpfändet, die verehrte Gesellschaft heute noch an unser Ziel zu führen, und die Sonne wendet nicht, wenn sie über ihren Höhepunkt gleitet, auch nicht auf die Bitten der frommsten oder der huldreichsten Bitterinnen. Also —“

„Mußten Sie uns tyrannisieren, kraft des Stärkeren. Aber das würde ich Ihnen gelten lassen, denn warum sind wir einmal von der Natur zu den Schwächeren bestimmt! Aber so auf den Unschuldigen, auf den einzigen Paladin und Ritter, der sich unsrer Freiheit erbarmen wollte, den armen Schweizer, Ihren Wermuth auszugießen!"

„Unschuldiger Schweizer! Paladin und Ritter der Freiheit, der für einen und einen halben Karlin täglich dem Könige von Neapel zum Büttel und Scharfrichter sich verbunden hat, und jeden seiner Unterthanen fängt, schließt und schießt, wer Seiner Sicilianischen Majestät mißliebiger ist?"

„O Sie sind wirklich erzürnt, entgegnete Helene halb lächelnd, wie der Besuv, wenn er grollt; der ist gefährlich, und man muß vorsichtig sein, damit er sich nicht entlabet. — Aus Eifersucht auf einen Schweizer!“

„Ja, gewissermaßen, denn —“ und es erhob sich ein Gespräch mit aller Lebhaftigkeit über Schweizer, schweizerische Freiheit und allgemeine, über Tyrannei, Despotismus und Rechte der Menschheit, bis Frau Susanna mit dem Finger auf das Meer wies: „Ihr thätet wirklich etwas Besseres als über des Kaisers Bart streiten!“

Es lag etwas Unwiderstehliches in der Weisung, wie barock sie auch klang. Die Sonne war über ihren Höhepunkt gefunden, ihre Strahlen brannten nicht mehr, und das Meer, gleich von Licht und Sonnenwärme durchdrungen, schien ein Amalgam von Wohlbehagen; man schlürfte und athmete Wasser und Luft, Sinn und Geist. Die ferneren Ufer hoben sich in einer Luftspiegelung und am kristallhellen Horizont schossen nur wenige rothe Wolken als Segler, Pfeile, Boten des künftigen Abends gen Morgen. Die feierliche Stille der Scenerie zu erhöhen, erreichte das Auge kein Schiff, keinen Nachen.

Als Helene und Eginhard sich trafen, schienen beide erröthend den Blick zu senken. Es giebt Momente, wo

man nicht mehr streiten kann, wo auch Worte zu äußern zu einem Verstoße wird.

Frau Susanna aber, die, wie in sich versinkend, an der Banklehne gesessen, wies mit der Hand wieder ins Meer; halblaut kam's von den Lippen: „Ach so versinken können, wenn es aus ist! Und vor dem Aussein das viele Streiten — warum?“

Sie langten an den Felsen, der die blaue Grotte verbirgt. Schroff schießt er ins Meer, und die Wellen spielen rauschend in die Mündung der Höhle, um, wenn sie sein Heiligthum geküßt, wieder heraus zu sprudeln. Den günstigen Augenblick, um hinein zu gehn, muß man erfassen; ebenso vorsichtig den Moment, um heraus zu eilen.

Doch was erzählen, was Tausende erzählten über die Wunder der Grotte Azurrea! Die Reisenden müssen sich in den Boden des Nachens niederlegen bis sich die majestätische Felsenhalle über ihnen hebt. Als die beiden sich niederlegten, berührten sich ihre Hände. War es zufällig, daß Einer nach dem Andern griff, um im Schaukeln nach einem Gegenstande sich fest zu halten; nicht zufällig aber war es, daß ihre verschlungenen Hände, als sie aus der Strömung waren, nicht wieder so schnell von einander sich los machten. Vielleicht das Siegel der stillen Ausöhnung nach dem lauten Streite, und der Händedruck

ein electrischer Schlag der gleichen Empfindung. Mehr sagt man da überhaupt nicht: der unwillkürliche Schrei, ein Aufathmen des Wunderlichts, ein magischer Augenblick.

Aber in dem Augenblicke tönte noch ein anderer Schrei, ein ängstlich banger, unterdrückter, wie wenn Einem die Luft vergeht. Den ersten schrie Helene auf, im darauf folgenden war auch Eginhard schon über Bord gesprungen.

Die Mutter war während der ganzen Fahrt still gewesen. Später bekannte sie, auch schon beim Eintreten in den Kahn sich nicht ganz wohl gefühlt zu haben; Helene dachte an jene trüben Ahnungen, welche sie oft in den glücklichsten Augenblicken überraschten. Aber sie hatte Niemand stören wollen. Die Beklemmung ward stärker, als der Kahn durch die Oeffnung gleitete; das Gurgeln des Wellenspiels stärkte die Beängstigung. Mögen doch Phantasiereiche hier an Charons Rachen denken, als die Mutter bei der freieren Stelle sich aufgerichtet hatte, um Luft zu schöpfen. Dabei lehnte sie sich mit Arm und Hand rasch auf den Bord des Kahns, als das magische Licht mit seiner überwältigenden Macht ihr Gesicht zu übergießen schien. War es ein Wunder, daß die nähernde Ohnmacht zur wirklichen ward? Der Schrei, sie sinke; wie Helene, auch schreiend, ihr nachstürzte und die sinkende Mutter noch hielt, aber der Kahn das Gleichgewicht zu verlieren

schien; wie Eginhard ohne Besinnen ins Wasser gestürzt war, — das war alles ein in Eins fallender Act, und der nächste: daß der Kahn nicht umschlug und die Mutter wirklich gerettet wurde. Ueber den Antheil der Rettung war nachher ein edler Streit.

Helene glaubte, als die Mutter besinnungslos über Bord sank, habe ihr Freund, der mit Geistesgegenwart gleich ins Wasser stürzte, durch sein Schwimmen sie vor dem Wellengrabe geschützt. Er aber glaubte, Susanna sei gar nicht ins Wasser gefallen, denn Helene selbst hatte sie schon im letzten Augenblicke gefaßt, mit nervöser Kraft zurückgezogen und gehalten bis es ihm gelungen, im Schwimmen sich nähern und die Besinnungslose unterstützen zu können. Als es ihm möglich geworden, den Kahn mit Schultern und Armen zu halten und heben, hatte der Schiffer Helenen geholfen. Antonio war auch dieser Meinung; er hatte in der ersten Gefahr mit der Ruderstange das Gleichgewicht zu halten gewußt, und erst als der Schwimmende das Fahrzeug aufrecht hielt, mit seinem kräftigen Arme die Sinkende fest gehalten.

Bestimmt ist nur, daß Alle den Kahn glücklich nach der kleinen Nebenhöhle, ober der Platte in der großen Grotte, brachten, wo Susanna sich rascher erholte, als man hoffen durfte. Aber sie wollte nicht, daß man, um

sie zu wärmen, mit Keifig Feuer anmache — für Reisende läßt man es lodern zum Gegensatz des Flammenlichts mit dem blauen Grottenlicht — denn sie verlangte ängstlich nur nach Luft und Sonnenlicht. Und beide wirkten denn auch wunderbar auf ihre Lebenskräfte, als sie wieder auf dem offenen Meerespiegel schwebten. Ihre Kleider waren kaum benezt, und wenn Eginhard wirklich fröstelte, wollte er es nicht Recht haben. Die Sonne, meinte er, werde es bald trocknen, und still setzte er hinzu, die aus dem Innern — ein gewonnener seliger Tag — mehr wärmen als ein Italienischer Sommertag. — Es hätte doch ein schlimmer Abend werden können, meinte Helene, aber die Mutter hatte in ihrer Bewußtlosigkeit einen weit schlimmeren Ausgang geträumt: was sei ein kühler Wellentod im Vergleich mit der Vorstellung, dort im schönsten Meerespallast, vom Sturme belagert, allein dem Hungertode entgegen zu sehen!

Wer angelt im Meer der Möglichkeiten! Ob als jeder still ins Meer sah, die Gesellschaft auch das stille Gelbniß ablegte, nicht wieder die Mystereien der Grotte Azurra zu versuchen? — Was bei der Rückkehr nach der Marina und weiter geschah, weiß ich nicht. Nachher trieb sie ein leichter Abendwind schneller als je nach Sorrent. Eginhard hatte die Mutter, wie damals, durch die Grot-

tentreppe geführt, und sie beim Abschiede ihm stumm die Hand gedrückt. Als Eginhard auch Helenens Hand berühren wollte, bog sie erschrocken zurück und wollte der Mutter nachhelfen. Aber im nächsten Augenblick hatte sie plötzlich rasch sich umgewandt und hielt ihm die Hand entgegen. Als er sie an sein Herz drücken wollte, hauchten ihre Lippen auf seinen Mund. Es war ein erster Kuß; ohne ein Wort, ohne einen Laut, war sie verschwunden, wie eine nächtliche Erscheinung.

Die Mutter hatte ohne Krankheit den Unfall überstanden; wenn sie in den folgenden Tagen ernster aussah, war es wohl nur in Folge von Briefen, die aus Deutschland eingetroffen waren. Auch Helene theilte die Stimmung, doch ohne besonders dadurch berührt zu sein. Beide hatten aufregende Gespräche vermieden, wie man nach einem moralischen Erdbeben sich vor Gegenständen hütet, welche sie hervorrufen könnten. Eginhard hatte wie vorhin nur in der Form gefelliger Höflichkeit seine Besuche abgestattet, die Unterhaltung blieb allgemein, fast über Gleichgültiges hinfließend, und wenn Helene mit ihm zu

kleinen Spaziergängen fortging, hatte keiner nöthig davon Notiz zu nehmen. Heute aber brach Frau Susanna, als Helene allein zurück kam, das Schweigen: wenn die Verwandten kämen, würden sie doch zu einem ernstern Worte keine Ruhe mehr finden, und es wäre ihre Pflicht, dieses Wort zu sprechen.

„Er hat ein Recht gewonnen, sagte sie; ein Recht, Helene, hast Du das bedacht? — Du schwelgst noch in Gedanken, daß Du ihm etwas schuldig bist; aber aus den Rosenkränzen der Dankbarkeit könnten Bande und Fesseln werden, und dann ist es zu spät. Angenommen daß er, und nur er allein, mich aus einer Lebensgefahr rettete, so ist der Schluß falsch, daß Du um deswillen Dich für schuldig hieltest, Dich ihm zu opfern. Du lächelst, aber ich sage das sehr ernst: Du hast auch Pflicht, Deine Rechte zu bewahren und meine Pflicht ist, Dich vor Deiner Phantasie zum letzten Male zu warnen.“

„Phantasie! rief Helene. Noch jetzt! Am Ende wärst Du nicht ohnmächtig geworden, er nicht in's Meer gesprungen, und ich hätte nur das ganze Gaukelspiel mir vorgespiegelt, um — ja warum? — Um mich vor mir selbst zu rechtfertigen! Vor wem? Vor mir, vor Dir? — Oder vor der Verwandtschaft! Du kennst mich doch besser.“

„Weil ich Dich kenne, darum appellire ich, in letzter Instanz, an Deinen eigenen Richter!“

„So furchtbar ernst?“

„Ernst, ja. Ich zweifle so wenig an seiner als an Deiner Liebe. Noch zweifle ich mehr im Geringsten an seinem Charakter; aber ich glaube tiefere Blicke in seine Seele geworfen zu haben. Wenn er nun mehr Charakter hätte, als Dir lieb ist, als Du vertragen könntest? Er weiß Vieles besser zu behandeln als den Malerpinsel. Er spielt wie ein Spieler, der auch mit schlechten Karten endlich doch gewinnen zu müssen weiß, nicht um zu betrügen, Gott bewahre! nur weil er immer mit schwächern Spielern zu thun hatte, und die Chancen des Spiels so oft in seine Hand kamen, daß er nicht mehr daran zweifelt, es müsse immer wieder so kommen. Er weiß sich zu beherrschen, aber auch zu herrschen. Er will für Dich nichts als Gutes, aber nur was er so für gut hält. Du hast es selbst empfunden. War Eure Unterhaltung nicht ein immerwährender Wortstreit? Der Zaun der Liebe ging in Liebe über, wird er aber immer in Friebe und Versöhnung ausgehn? Und nun frage Dich selbst: wirst Du Dich immer gern fügen, gern gehorsam sein? Oder nicht einmal gegen Etwas Dich empören, was Deinen Stolz —

mit Recht oder Unrecht — stachelt? — Du schweigst und kämpfst mit Dir —“

„Ich habe schon gesiegt, Mutter! — Dem Willen meines Vaters zu gehorchen, auch wenn es nicht mein Wille wäre — soll mir eine Lust und ein Stolz sein.“

„Aber vorher, Helene? Wenn Du kaum das Ja gesprochen, und er wollte schon auf sein Recht pochen? Du baust zu fest auf den Standpunkt, auf dem Du stehst. Noch mehr, Du freust Dich darauf, wie ein erwachsenes Kind, welches zum ersten Male den Weihnachtsbaum für andre kleinere Geschwister puzt. Sie sollen überrascht werden, erstaunen, vor Entzücken und Dankgefühl stammeln, oder gar nicht sprechen. Wenn sie nun aber nicht entzückt sind über die hundert Wachslichter und goldenen Rüsse, nicht stammeln, staunen, verstummen! Wenn die zu reiche glänzende Bescheerung Deiner Geburt, Verhältnisse, Erbschaftsaussichten, gar nicht auf ihn imponirte, wenn im Gegentheil sein Eigensinn oder Stolz, wie Du es nennen willst, aufgestachelt würde! Und wenn er nun, nicht trotz, sondern vermöge seines unabhängigen Charakters, die Lust bekäme, den freien Künstler zu entfalten, wenn der unbekannte Maler so vor den Verwandten aufträte, in der Laune zu dominiren, den Herrn und Tyrannen zu spielen —“

Helene ließ sie nicht ausreden: „Um das zu verhindern, soll es nicht mehr möglich, es soll alles schon vorüber sein.“ — Du willst in Neapel —? „Ja, in Neapel. Sobald die Familie hier ist, stelle ich ihr meinen Verlobten vor. Dann ist's zu spät zu bessern und zu bereuen, und dann zum Schluß und zum Ende!“

„Ob zum Ende?“ wiederholte Susanna, als der alte Daniel sie unterbrach, zu einem Geschäfte, welches keinen Aufschub litt. Er mußte nach Neapel, um die Verwandten im Auftrage der Familie zu empfangen. Daß sie daher in einem glänzenden Aufzuge als gewöhnlich erschienen, wird Niemand befremden.

„Ja in Neapel und zum Schluß und frohen Ende,“ wiederholte nachher Frau Susanna, und Helene sprach es wie gedankenlos nach. Sie blieb nachdenklich, und immer nachdenklicher, bis die Verwandten wirklich ankamen, und früher als man sie erwartet hatte.

Mit besonderer Sorgfalt machte Eginhard heut seine Toilette. Das Räuberhabit war längst verschwunden; auch der Malerrod lag bestäubt an der Erde, als wäre

er seit Wochen vom Nagel gefallen, und nicht wieder aufgehoben worden; aber die Wirthsleute bewunderten durch die Thürspalte, welche seine Kleider ihr Miether in seinem Koffer für Sonntags bewahrt hatte. Warum ist er nicht wenigstens an Feiertagen damit durch die Straßen gegangen? Es war so schön wie zum Ball beim Könige. — Und er selbst war auch zufrieden, als er am Spiegel stand. Der Frack, auch dem bestgebildeten Manne so selten kleidend, glättete sich schmiegsam von der Schulter bis zu den Hüften; alles, vom Wirbel bis zur Kehle war in seiner Ordnung, und an der linken Brust stand fest genäht auf das Tuch ein emaillirtes Kreuz mit funkelnden kleinen Spitzen oder Perlen, welche hinwiederum mit bunten Schleifen unterfüttert waren, während ein Band von derselben Farbe sich halb unter der Cravatte versteckte, halb mit der weißen Weste kokettirte. Es war kein eigentlicher Orden, nur das Wahrzeichen einer Commende oder eines Domcapitels, auf welches die Glieder seiner Familie ein Geburtsrecht haben. „Dummes Zeug! sagte Eginhard, der es wirklich seit Jahren nicht getragen hatte, und doch die Schleifen mit dem Finger salzte und bürstete. Dummes Zeug, aber es wird ihr gefallen.“ Helene sah gern Blumen an seinem Knopfloch, und das Band hatte die Farbe ihrer Lieblingsblume.

Eginhard war fertig, um heut feierlich um Helenens Hand zu bitten.

Warum heute? Es hätte schon vor einer Woche geschehen können, und die Liebenden hätten auch nichts dagegen eingewendet. Sie waren ja einig, und warum mußte es feierlich werden? Und warum dazu „feinen Sonntagsrod?“ parodierte Eginhard sich selbst.

Die Liebenden drängten nicht, aber andere.

Eginhard hatte gestern einen Brief seines Oheims erhalten, einen Brief voller Herzlichkeit, fast auffauchender Laune. Alles von sonst sollte vergessen sein; auch der Legation, wenn sie ihm absolut widerstehe, wolle er ihn entbinden. Nur eine einzige Bedingung, daß er aus Italien nicht verließ zurückkehre, das heißt nicht wirklich ernsthaft, nach dem guten deutschen Ausdruck „nicht verplempert.“ Sonst was Du willst, vergnüge, liebe, verliebe Dich, was Du willst, nur nicht verplempert sollst Du und bald nach Deutschland kommen.“

Er wollte sich aber „verplempern,“ und darum zog er den „Sonntagsrod“ an. Der Onkel hatte zu spät gewarnt und gemahnt.

Es kam noch ein anderer Umstand. Helene war neulich verlegen gewesen. Sie sprach von unangenehmen Ueberraschungen, drückenden Verhältnissen, von denen sie

gern gewünscht, es wäre schon vorüber. Auf die Frage: ob sie auch ihm die Sorge nicht mittheilen könne: sagte sie: ja, und dann: nein! Sie war zerstreut, erröthete, und hatte ihn herzlicher als je gebeten, jetzt nicht in sie zu bringen. Das bis dahin immer klare und ruhige Mädchen, so bestimmt in ihren Ausdrücken, so witzig, zuweilen übermüthig, schien ihm ängstlich, zweifelhaft? — Vielleicht war ein Brief aus Deutschland angekommen, ihre Mittel waren erschöpft, es nöthigte sie zurückzulehren; vielleicht bald — bald in dem Augenblick, wo eine andre glückliche Entscheidung ihr so nahe schien. Aber sie durfte doch nicht! Vielleicht hatte sie einmal angefangen, da trieb ihr Bartgefühl, eine natürliche Scheu sie zurück — daher die Kengstlichkeit, das Erröthen.

Darum war es natürlich seine Pflicht, selbst zu sprechen, kurz, bestimmt; und darum zog er das Kleid des Brautwerbers an, schicklichkeithalber, wenigstens vor der Mutter. Um es den Gassen und deren Bewohnern nicht zu zeigen, oder, wenn man will, auch des Staubes wegen, hatte er einen dünnen Leinenkittel darüber geknüpft, hoch bis oben. Wie oft hatte er in demselben Kittel Mutter und Tochter bei den Spaziergängen begleitet. Alles ländlich, sittlich.

Und so feierlich sollte er vor ihr, und jetzt, erscheinen, wie Egmont vor seinem Clärchen! Würde Helene auch

so erfreut sein, wie Clärchen vor dem Prinz von Gaure? — Erschrecken mußte sie, ja; aber vor Freude oder Zorn? Würden dunkle Wolken plötzlich vor ihr aufschließen, sie sich plötzlich weinend an seine Brust werfen: also wieder ein Traum! Welche böse Mächte von Eltern, Verwandten uns wieder auseinander treiben werden! — Nein, wird er antworten, fürchte nichts, vertraue und sei die Taube im Fittich des Adlers. Mein Wille ist mein Gesetz.

Oder — wenn sie andrer Art erzürnte: daß er sie mit einem Geheimniß bescheerte, statt mit einem vollen Vertrauen, daß er sie nicht einmal vorbereitet; ihre Liebe hätte doch das verdient gehabt. Mit der plumpen Enthüllung eines poetischen Märchen die zarte Poesie ihrer Liebe zu zerbrücken! — Allerdings, es konnte sie verletzen, aber — ein *Deux ex machina*, ein olympischer Zeus, der vor seiner Semele die Blitze und goldenen Strahlen des Reichthums und des Wohlbehagens schüttelt, gefällt unter allen Umständen zuletzt, und auch die Feinsten werden endlich über einen Verstoß gegen den ästhetischen Geschmack zufrieden. Sie brauchte ja nicht mehr für Geld zu malen, nicht mehr für die Mutter zu sorgen und für ihre eigene Zukunft; und glich ein vornehmer und wohlhabender Mann, den sie liebte und der sie liebte, nicht aus alle Regeln der Aesthetik und Sentimentalität unter diesem Monde!

Das etwa seine Gedanken auf dem Wege. Zuerst ging er rasch, dann als er dem Hause näher kam, immer langsamer, als fehle ihm der Athem. Entweder that's die Luft, es war heiß, oder die engen, krummen Mauern, wo die Drangen von beiden Seiten sich über dem Kopf des Fußgängers fast die Hände reichten. Einmal kam ihm der Gedanke — ob er nicht zurückkehre und es auf morgen verschiebe? Er stand ja aber schon am Thorweg und jetzt im Vorhofe.

Alles sah heut anders aus, oder schien wenigstens ihm anders auszu sehen. Der alte Daniel blickte nach ihm verwundert, er aber ihn noch weit verwunderter an. Der alte Mensch, den er nur für einen Perückenstock, oder was für ein aus Gnade zurückbehaltenes Möbelstück aus bessern Tagen betrachtet hatte, stand in glänzender Livrei, und mit einer fast unverschämten Miene unter seiner gepuderten Frisur — Puder war wohl immer dagewesen, aber das Mehl seit langer Zeit nicht mehr abgeschüttelt worden — rief er ihm zu: „heut können Sie nicht rein.“

„Warum nicht?“

„Die Herrschaften sind da.“

„Welche Herrschaften?“

„Unsere gnädigen Herrschaften aus Deutschland.“

Hörte er denn nicht die Kanarienhede, oder, wenn er

nicht höflich sein wollte, den Lärmen, wie in einer Menagerie vor der Futterstunde?

Daniel wiederholte jetzt mit einem officiösen Tone: „Der Herr Obristwachmeister sind eben auch nachgekommen.“ — Eginhard hätte sich erinnern können, wenn er darauf Acht gehabt, daß der alte Diener nie mit vergnügtem Gesicht ihn eintreten sah.

In dem Augenblicke schielte ein kleines Mädchen neugierig aus der Nebenseite nach dem Garten: „Warum jagst Du den Menschen fort, Daniel?“

Der Diener brummte etwas Unarticulirtes, was ungefähr bedeutete: „Schier Dich, um was Dich angeht.“ Aber das Mädchen, welches Eginhard fixirt hatte, fuhr fort: „Das ist gewiß der arme Maler. Der kann ja immer rein kommen.“

Sie war mit zwei Sprüngen Eginhard entgegen getreten, und machte ihm eine Verbeugung, wie sie eben vom Tanzmeister erlernt zu haben schien. Man konnte sie nicht eben schön nennen, und ihr kluges Gesicht machte sie noch älter, als ihre jugendliche Figur verrieth: „Wir haben schon von Ihnen gesprochen, mein Herr, und Sie geniren uns gar nicht. Darum können Sie immer eintreten, und ich werde das Vergnügen haben, Sie einzuführen. Ich bin das Fräulein von Kriesewitz und heiße Valentine.

Uebermorgen bin ich dreizehn Jahr alt, und meine Mutter ist die Baronin von Kriesewitz. Sie ist auch mit hier, und ich werde Ihnen alle die andern vorstellen. Darum brauchen Sie gar nicht bange zu sein; aber ich will Sie gleich in den Garten führen, denn die Andern kommen auch. Drinnen ist schrecklich heiß und sie serviren zum Dejeuner. Finden Sie nicht auch, daß es in Italien viel heißer ist als bei uns?"

Im selben Augenblicke hatte sie ihn schon an der Hand gefaßt; aber noch an der Gartenpforte ihn auch eine andre Hand an die Schulter gefaßt. Es war Daniel, der ihm mit einem Apropos ein versiegeltes Billet eindrückte: „Gnädiges Fräulein gaben es mir eigentlich schon gestern; wer aber hätte jetzt Zeit auf Alles!"

„Sie werden meine Cousine selbst sogleich treffen, sagte Valentine, und da will ich schon dafür sorgen, daß Sie so viel mit ihr sprechen können als Sie Lust haben.“

Auf dem sehr kurzen Wege wußte das dreizehnjährige Fräulein ihn so lange mit Anstand am Knopfe zu halten, daß er nicht weniger als folgendes erfuhr: Wie lange sie gereist wären, wo sie schlechtes und gutes Wetter gehabt, mit den Wirthen gezannt oder zufrieden waren. Durch die Bank wären aber alle Logis schlecht gewesen und schmutzig, und die Polizei hätte sich nie darum gekümmert. Ueber-

haupt gefalle ihnen Italien wenig; das wären aber nur Zeitungschreiber und solches Volk, die so viel Lärm darüber machten, und wenn vernünftige Leute hinkämen, fänden sie nur blauen Dunst. Und was habe nicht der Onkel und die Tante und der Cousin geklagt und gesagt, und wenn Eginhard nur einige Aufmerksamkeit gehabt, hätte er schon auf diesem kurzen Wege die Namen aller Verwandten, wo nicht gar deren Portraits und Charakteristit erfahren.

Die Mehrzahl war schon im Garten, fremde Gesichter, unaussprechlich fremd unter den Apfelsinen und Citronen, und dem blauen Himmel, der darüber sich wölbte. Und ihre Töne, Worte, Phrasen — ach es waren ihm alle nur zu wohl bekannte, aber seit Jahren hatte das Ohr sich daran nicht mehr gewöhnt. Daß man im Vaterlande so häßlich sprechen konnte, solche harsche und solche deh nende, solche Rehl- und solche schmalzige Laute — solche zischende Consonanten unter den lärmenden Vocalen des ewigen Italien! Und Lebensarten: „Ne, Cousine, wie Sie ein Jahr lang in dem Loche leben konnten, das ist admirabel!“ — „Cousine hatten immer was Apartes!“ — „Und wären sie nur in Neapel geblieben! Da ist doch Oper und Ballet.“

Ein ästhetischer Freund kann sich nicht enthalten, immer wenn er in München Rubens berühmten „jüngsten

Tag" sieht, an eine große Blutwurstmacherei zu denken. Vielleicht dachte Eginhard mit mehr Recht daran, als diese wohlbeleibten Gestalten sich über die Schwelle in den Garten rollten. Nichts von hysterisch blassen, unzufriedenen Gesichtern, nichts von der Krankheit des Zweifels, des Zerrissenseins angetastete; das Körnlein war überall auf fetten Boden gefallen, und aus den Keimen volle Saat und Erndte geschossen, Damen und Herren, mit wenigen Ausnahmen — kugelrund. — Wie konnten wir sagen: sie rollten? Wo sie standen, blieben sie wie auf Säulen getragene Häuser. Und ein ebenso conservatives Physiognomiespiel. Wer athmete, athmete für sich, wer sah, sah für sich; schien doch wirklich nicht viel Raum für Andre zu sein. Sie standen in dem glücklichen Zustande, mit sich selbst zufrieden zu sein, weshalb sie sich denn mit andrem, als Menschen oder Dingen, besonders zu befassen für überflüssig hielten, und wenn ihre kleinen runden Augen einen neuen Gegenstand wirklich fixirten, schien die aufgeworfene Lippen Sperre nur den unverkennbaren Ausdruck zu haben: Wie viel ist er werth?

Aber man irrt, wenn man in ihnen Börsenkönige erwartet. Wenn auch die Äpfel vom selben Stamme fielen, war doch der Stamm von etwas andrer Race. Vielleicht verschrecken diese fremdartigen Personen unsre Leser, welche

sich für die bisherigen Gelbinnen interessirt haben. Da kann ich wirklich nicht helfen. Wenn auch wie aus einer Laterna Magica plötzlich auftretend, sind es doch wahrhaftige Gestalten einer wahrhaftigen Wirklichkeit; häßlich sind sie, ich gebe es zu, aber ich habe nicht das Recht, sie schöner zu malen als sie sind; abgesehen davon, daß das Verschönern wirklich häßlicher Gegenstände in der Regel ihren Typus noch markirter aufbringt. Einen Groschen mag man mit Silberschaum noch so viel plattiren, die Kupferbäden werden immer deutlicher zum Vorschein kommen; wer aber würde um deswillen die Scheidemünze heute bei Seite werfen, weil er gestern und ehgestern nur mit klingendem Silber spielte und es einnahm! Beiläufig hatten die Verwandten, obgleich erst zum Dejeuner servirt ward, wahrscheinlich schon ein Vorfrühstück eingenommen; Motiv zur Stärkung wegen der Vergnügung, das Resultat die errötheten Physiognomien.

Dies wohl der Grund, weshalb Eginhard, obgleich schon mitten unter den Gästen, von ihnen nicht gesehen, wenigstens nicht bemerkt ward. Er schien kein Gegenstand, werth um ihn zu taxiren. Aber eine Stimme hinter ihm, es war Frau Susanna, flüsterte: „Sie konnten auch keinen unglücklichen Tag wählen!“ Aus dem Geschwirr häßlicher Stimmen tönte da ein lauter Schrei. Obgleich

es in ein ängstliches Schreien, ja in ein wirklich häßliches Getreisch übergang, konnte er keinen Augenblick zweifeln, daß Helene es ausstieß, und im nächsten mußte er sie selbst, die Ursach und ein Schauspiel sehen, worauf er am allerwenigsten in der Welt gefaßt war.

Wie ein erwachsener Mann ein kleines Mädchen plötzlich hebt und an der Brust schaukelt, trug ein Riese Helenen über die Schwelle. Vorhin wegen der Ueberraschung, schrie sie jetzt, weil er sein rohes Spiel bis mitten in den Garten fortsetzte. Ob nun ein Act brutalen, oder eines alten, berechtigten Späßes unter Verwandten, es war auf keinen Fall für Helenen ein Vergnügen als Kind so behandelt zu werden, und noch weniger, als der Riese mit seinem gewaltigen Schnurrbart sie abklüfte: „Will sich noch defendiren! Wie oft krabbelte und kletterte das Ding mir auf Knieen und Schulter, Du allerliebster Grasaffe! Wollen doch nun sehen, ob Du hübscher und größer bist!“

Ein Riese war es, sagten wir, über sechs Fuß, mit Schultern, der Höhe entsprechend, dazu ein Cavallerie-Officier, dessen Arme und Hände mit dem Zügel und dem Ballasch nur Kinderspiel treiben konnten. Es wird daher nicht auffällig gewesen sein, wenn er die verhältnißmäßig nicht kleine Helene wie eine Puppe an seinen Armen schaukeln lassen, bis er sie herabließ, und um so weniger,

wenn man sogleich erfährt, daß der Riese ihr nächster Oheim war.

Die Gesellschaft lachte vor Entzücken: „Rein, wie putzig wieder der Onkel ist!“ — „Wenn der Major nicht mit uns gereist wäre, hätten wir's doch vor Langerweile nicht ausgehalten!“ Nur Helene lachte nicht. Außerdem daß Haarflechten und Toilette bei der gewaltsamen Ummarmung in Unordnung gerathen waren, wie hätte denn eine junge Dame sich gern in solcher Situation einer Gesellschaft gegenüber, welche es sei, gezeigt und gefunden, noch weniger, wenn ein Beobachter zugegen war, den sie jetzt mit Schrecken erkannt haben mußte. Sie wandte sich erröthend um, und war verschwunden.

Am wenigsten hatte Eginhard gelacht. Beim ersten Augenblicke kochte es ihm durch die Adern; aber dies Gefühl war rasch vorüber. Der Riese war nicht gefährlich, ein Mann näher den fünfzig als den vierzig, mit grauweißem Haar und Bart, und einem zwar lüsternten Augenpaar, aber schon halb erloschenem Glanze. Ein Riese, der zu viel gehört, gesehen, gefühlt und genossen haben mußte, um als Rival noch gefährlich erscheinen zu können. Der röthliche Teint des schwammigten Gesichts, die etwas mit Purpur angelegte Nase, zeugten für den Dienst des Bacchus, aber jener lüsterne schielende Glanz der matten

Augen nebst dem eigenthümlichen Zuge und Zuden um die Lippen, noch deutlicher für den Opferdienst am Altar der Venus. Er war allerdings kein Jäger der Göttin mehr, welcher in der Morgensonne über Klippen und Firste mit Lebensgefahr der Gemse und dem schlanken Reh nachklettert, sondern wie ein alter Hegerwärter oder Forstmeister, welcher Treibjagden arrangirt und die Rehe zu stellen auf den Grund versteht, damit ja kein Wild verloren gehe. Als alter Kenner, welcher auch den haut gout zu schätzen weiß, war er für Ehemänner noch immer gefährlich durch den Ruf aus alten Campagnen, deren einige in der Residenz eine Celebrität erworben hatten.

Wer hätte das alles mit einem Blicke übersehen! Aber — Eginhard kannte ihn, er kannte den Major persönlich; sie hatten sich nahe gesehen und berührt; und — jetzt ihn wiederzusehen, in Italien, hier, an diesem Orte, in dieser Familie, eher hätte er erwartet, ganz Herculanum und Pompeji aus Schlacken und Asche frisch und neu aufsteigen zu sehen, als diesen Don Juan im Hause Helenens und deren Mutter.

Im ersten Impuls des Zornes hatte er eine annähernde Bewegung gemacht, welche er eben so schnell gern ungeschehen gemacht hätte, am liebsten wäre er ganz verschwunden. Er fürchtete ihn nicht, aber ein stiller Wunsch war

ihm geblieben, dem Major nie im Leben wieder zu begegnen. Dieser hatte ihn jedoch bemerkt, auch so schnell erkannt, und unwillkürlich den freien Arm halb ihm entgegen gehalten.

„Blitz, Element! — Wahrhaftig! Welcher — Teufel hat Sie hergeführt?“

„Ich pflege mich immer selbst einzuführen,“ war seine Antwort.

„Das habe ich erlebt, aber —“

„Wäre ich dem Herrn Major noch etwas schuldig, was ich allerdings nicht glaube, bin ich, wo es sei und jeden Augenblick, zur vollsten Zahlung bereit.“

„Liebster Herr! nicht erschauert!“ entgegnete er in einer Position, welche allerdings nichts friedliches, sondern eine vollkommene Ruhe ausdrückte. „Eine Affaire, die ohne Blut verlief, nur zum Todtlachen; so nämlich sah ich es an.“ Wenn er dabei dem Maler einen Schritt näher trat, geschah es vielleicht in der Absicht, ihm einen Finger zur Hand zu reichen, aber weil Eginhard keine Neigung einzuklinken zeigte, begnügte er sich leicht an seine Brust zu drücken. „Im Uebrigen, mein geehrter Herr Rival, bedenken Sie, daß ich in besserer Position stehe als Sie. Ich habe doch wirklich nichts mehr zu verlieren; ob und was Sie in dem Punkte des Rufes prätendiren, darüber

— Todtenstille dießseits und jenseits, nicht wahr? Sie sind zufrieden?“

Eginhard lehnte auch dies Compromiß ab: „Herr Major haben meinerseits die vollkommenste Freiheit, über mich auszusprechen, was ihm beliebt. Was vor drei Jahren zwischen uns geschehen —“

„War nur 'ne Tänzerin, meine Herren und Damen! wandte sich der Major zu den andern. Damit Sie nichts Aergeres denken; keine gedrehte Bolte, keine Hochverrathsverschwörung, nur eine Tänzerin! Was eine Tänzerin ist, werden unsre geehrten Zuhörerinnen wissen. Eine wie alle, oder nicht wie alle, denn diese war allerdings etwas Apartes; aber der Juck, mit Respect zu sagen, oder des Pudels Kern, nämlich die Moral, war, daß wir beide als höchst moralische Personen zur Thür hinausgingen. Wir haben uns auch beide nicht duellirt, sondern uns still gebeugt, Einer dem Andern, und wer geblieben war, nämlich nicht auf dem Grase, sondern auf Signora Tombosi's Sopha, und ob er ein Prinz war, der hinter uns in's Fäustchen gelacht hat, und wie die Prinzessin, nämlich von der Oper, ein Paar Wochen nachher wieder mit einem andern hinter dem Prinzen gelacht hat, das muß für uns das allertiefste Staatsgeheimniß bleiben, weil man uns in der That nichts davon verrathen hat. Nicht wahr, Herr

von — habe wirklich in den Tod vergessen. — Sie heißen —“

„Wenn Herr Major von Bauerkoth meine unbedeutende Person in der unbedeutenden Angelegenheit vergessen haben, wäre es angemessen, auch den Namen in diesem Geheimniß verscharren und vergessen zu lassen.“

„Nein, nein; halten Sie mal — ich weiß schon —“

„Nein, nein, Onkel, jetzt muß ich reden,“ rief das dreizehnjährige Fräulein, welche schwer bis da ihre geläufige Zunge zurückgehalten, aber den Fremden heimlich am Rodzipfel gehalten hatte, als könne er ihr im Gedränge verloren gehen. „Nein, Onkel, der Herr hat mich gebeten, daß ich ihn der Familie vorstellen sollte. Und nun werde ich ihn vorstellen, und dann werde ich Euch vorstellen. Das ist der Maler bei Tante Susannen und Cousine Helene. Seinen Namen weiß ich noch nicht, das schadet auch nichts, er ist nur ein Maler. Und nun kommt Ihr an die Reihe, daß ich Euch vorstelle, denn Euch kenne ich alle bei Namen.“

Man fand das charmant oder naseweis, und nahm keine besondere Notiz von der Präsentation eines Kindes, außer daß Einige aufmerksamer auf den Fremden blickten, als der Major den Namen fand.

Es wettere sich ja sein Name, sagte er. „Richtig,

ein Wetter vom Stein, oder ein Stein vom Wetter!" — „Eine Branche aus der in verschiedene Aeste und Namen verzweigten Familie," hatte Eginhard rasch eingeredet, um die Erörterung abzubrechen. Nur Valentinens Mutter, die Baronin Kriesewitz, bewunderte den schönen Namen der Steine vom Wetterstein. Sie hatte sich nach ihrer Heirath in der Heraldik umgeschaut. — Wenn's ein Geheimniß gewesen, was damit herausbrach, brachte es wenigstens keine Sensation vor. Nur der Geheime Commerzienrath Klingebeil klopfte grade die Asche seiner großen aber wirklichen Havanna-Cigarre an einem wirklichen Citronenbaum ab, indem er beiläufig sich verwunderte, daß ein Maler ein Edelmann wäre.

Darüber corrigirte oder orientirte ihn sein Schwager, der Major: Warum nicht ein Maler wie ein Poet! Geld braucht jeder.

„Mir egal!" sagte der Geheime Commerzienrath, der sich nicht gemüthlich fühlte, entweder weil er mehr sprechen mußte, als mit seiner Art und Constitution sich vertrug, oder weil die Cigarre ihm Verdruß machte. Der starke Hals und das doppelte Kinn verriethen schon, daß er nicht zum Redner geboren war, und wenn er aus Zorn oder Höflichkeit über sein Maaß sprechen müssen, Unbehaglichkeiten empfand und hüstelte. Wahrscheinlich aber hatte

diesmal die Cigarre nicht Luft, denn er warf die kaum angerauchte ärgerlich auf die Erde, indem er den enormen Preis nicht grade aussprach, aber zwischen den Zähnen murmelte. Daß nur ein so reicher Mann das bezahlen könne, blieb also in der Luft, aber vernehmbar hörte man seine Vermünschung über die vertrackte Luft. Auch nicht mal anrauchen könne man ohne Nücken und Husten, während es in Neapel doch —

Dann aber hielt seine Ehehälfte mit ihrer weichen Hand den Mund ihm zu, und kitzelte ihm unter das Kinn, damit er es nicht böß nähme: „Nur nicht, Du Zuckerherz, von den Straßenjungen, nur nicht von denen in Neapel! Und nur jetzt nicht; der Herr ist ein Maler und Schwester Kriesewitz spricht mit ihm. Wenn sie sich von dem ein Portrait malen ließe!“ — „Und ich mich beschwären, malen zu lassen,“ war die stille Antwort des Ehemannes; denn er hielt es nicht für nöthig, den Gedanken, der ihm nicht convenirte, in Worte zu setzen. Es sprachen ja andre und dachten andre, und es war ein anderer Gegenstand, der die Gesellschaft beschäftigte.

Eginhard war ein Maler, der Maler, von welchem in der Familie offenbar schon gesprochen worden, und mit einem adlichen Namen, also genug, um einige Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, wenn überhaupt ein Theil Neu-

gierde in den Mitgliedern der Familie existirte. Und wer wollte das bestreiten! Die Mehrzahl waren Damen. — Fragen daher, auf die er Rede stehen mußte, ohne nicht grob zu sein, wenn sie auch selbst nicht so fein und nicht passend waren. Empfindlich, daß man so wenig auf sie geachtet, hatte nur Valentine ihr Ceremonienamt einstweilen aufgegeben, und der Major, gewissermaßen in der Gesellschaft der bedeutendste, schien persönlich genug zur Unterhaltung gethan zu haben, und schaukelte sich auf einem Schemel, um gemüthlich, eine Cigarre aus des Schwager Klingebeil's Etui anzündend, den andern Damen es zu überlassen, wie sie mit dem Fremden sich zu rechtfinden. Tante Klingebeil und Tante Kriesewitz hatten unter einander einen Wink gewechselt: ob es nicht schädlich wäre, bei dem jungen Maler ein Bild zu bestellen, aber in feiner Manier; der Geheime Commerzienrath hatte es indeß weder fein noch schädlich gefunden. Ueberhaupt hatte er dabei seine Ansicht über Malerei geäußert: „Von Opern und Viehstücke, aber nichts Romantisches.“ In den Damen regten sich jedoch ästhetische Stimmungen, wenigstens um sich dem Fremden ebenbürtig zu zeigen. Zum Exempel glaubte Valentinens Mutter, daß ein Maler in Italien eigentlich von der Luft leben müsse. Ein wenig essen würde ihm doch zu rathsam sein! hatte Eginhard ein-

gewandt. Baronin Kriesewitz fühlte auch menschlich mit einem hungernden Maler, aber er müsse ätherisch componiren, mit Luft und Wolken, mit Reflex von Mond und Abendroth; höchstens die Felsenspitzen auf die Leinwand, wie das Alpenglühen, daß man gar nicht mehr an etwas Irdisches erinnert werde. Der Maler hat wenigstens um einige Bäume und Menschen, und die Baronin verstand sich auch dazu. Weil es sonst langweilig wäre, meinte ihre Schwester: „vielleicht einsame Liebende im Mondenschein auf einsamer Klippe, aber keine Schäfer, und vor allem nur keine Viehstücke! Um Himmelswillen, Schwager Klingebeit, und Ihre Viehstücke! — Wenn die Menschen doch gar zu sehr materiell werden!“ — Die Viehstücke hätten auch ihren Werth, meinte Eginhard, und der Major lachte: es komme alles auf die an, welche man vor sich hat. Was der Major lachte, mußte auch von den andern belacht werden.

Unter den andern war der Sohn des Geheimen Commerzien-Rath Klingebeit, der auch Luft athmete, auch Cigarren rauchte und auch lachte, weil die andern es so thaten, und sonst seiner Figur nach ein Mensch war, im Uebrigen aber seiner Physiognomie nach von einem Stempel, daß es einer Präsentation gar nicht bedurft hätte, als der Major ihn vorstellte: „Dies das Genie unsrer Familie!“ — „Nämlich der Dämme“ übersezte Valentine

in Eginhard's Ohr. Er grinste und der Familienrath meinte, der Major wäre heut gar zu spaßhaft. Frau von Klingebeil aber, die Mutter, klopfte ihm zärtlich auf die Backen: „Herzensjunge, mein Eugen, Du weißt doch, was Du bist; wer am längsten, spottet am besten.“ Der Vater stieß nicht einen Seufzer, sondern die Luft aus beiden groß geöffneten Rippen, das ist eine bedeutende Rauchsäule. Für die Bekannten hieß es: „Er wird doch mein Erbe!“

Eine andre Figur war noch nicht präsentirt, eine noch sehr junge Dame, und sogar Gräfin. Sie war nichts weniger als groß; aber daß sie sonst zur Familie gehörte, dafür sprach schon die Fülle der Taille und der Wangen. Höchst gutmüthig glockten Comteß Aureliens Augen, groß genug, um, wenn sie auch sinnig und lebendig gewesen wären, auch für schön zu gelten, zur Cousine, und halblaut fragte sie zu dieser, als Valentine sie dem Fremden vorstellen wollte: „Aber kommen denn in Italien die Edelleute in Kitteln zur Gesellschaft?“ Das, wie wir sagten, war nur halblaut gemeint, aber aus Zufall plagte es so voll heraus, daß fast Alle es hörten. In der Familie war nun chaise convenue: daß Aurelie nur Gotisen sage, und die andern, weil sie klüger wären, darüber lachen

müßten. „Habe ich denn wieder was dummes gemacht?“ fragte die erschrockene Comteß.

„Nein! rief ihre Cousine, das ist eine sehr scharfsinnige Bemerkung von Dir. Incognito ist er, weil er nur Maler ist, und wenn er den Staubbittel fallen läßt, wird er ein vornehmer Herr. Weißt Du nicht, Aurelie, aus der Komödie, wie die Leute erstaunen, wenn so ein ordinaurer Mann hinterm Rockzipfel den Stern zeigt?“

Die Schelmin hatte sich so lange um Eginhard beschäftigt, daß sie unter dem Staubbemde mehr gesehen, als er zu zeigen vermuthlich noch nicht für angemessen hielt. Jetzt hatte Valentine ihre Cousine rasch herbeigeführt, um auch sie dem Fremden vorzustellen, in der Wirklichkeit aber, um mit einem heimtückischen Ruck die Knöpfe des Ueberrockes jenem herabzuziehen, wobei verständlich Eginhards feine Toilette, und das flimmernde Kreuz zu Tage kam.

„Hab ich Recht! jauchzte Valentine um ihre Haden. Aurelie fuhr erschreckt zurück. „Ah, il est décoré!“ rief Frau von Kriesewitz, aus wirklichem Wohlgefallen, während der Major der Comteß zuflüsterte: „Er ist ein Fürst!“ — Im selben Augenblicke faltete die Zitternde ihre Hände: „Ach, um Gottes Willen, Herr, ich habe es nicht gewußt.“ Wenn sie nicht wirklich auf die Füße

gesunken, ward sie vom Major, oder einem Andern, noch rechtzeitig gehalten, aber ein Gelächter schütterte durch die Gesellschaft.

Mit Ausnahme zweier. Helene und Eginhard lachten nicht; es war ein besonderer, ernster, forschender Ausdruck, als sie sich wieder sahen. Helene, vielleicht vorhin nur verschwunden, um ihre Toilette in Ordnung zu setzen, hatte wahrscheinlich alles gehört, was vorgefallen war. Die Uebrigen sagten, daß sie munterer aussehe, als vorhin; Eginhard glaubte die Spuren von heftigem Weinen zu bemerken, nur daß sie plötzlich durch kaltes Waschen die Erhitzung zu verbergen gesucht. Ihr Auge hatte etwas strenges, während ihr Lächeln offenbar affectirt war. So klang auch ihre Stimme nicht weich melodisch wie sonst; es schien etwas schneidendes, indem sie den Gästen zurief, daß der Koch den Tisch servirt habe, und Mutter hoffe, daß ihre werthen Gäste mit der Sorrentiner Kost nicht gar unzufrieden sein würden.

Ein Gott sei Dank! entschlüpfte vielen Lippen als Helene an Eginhard vorüberging: „Meine Cousine ist ein unartiges Kind. Sie hatten gewiß eine bessere Gelegenheit uns zu überraschen aufgespart; da mußte Valentine den Spaß verderben, was mir für Sie aufrichtig leid thut.“

„Ich wollte Niemand überraschen, entgegnete er, denn ich suchte hier Niemand. Durch ein Mißverständniß ward ich in eine fremde Gesellschaft gedrängt; dies ist unser einziger Verstoß.“

„Und Sie werden ihn dem Kinde verzeihen, sagte Frau Susanna, welche von einer wirthlichen Arbeit eben zurück kam. So freundlich, wie ich hoffe, daß Sie, wie in unsrer italienischen, auch in unsrer deutschen Familie sich zuhaus finden werden.“

„Liebe Mutter, rief Helene, unser italienischer Bekannte sagte eben, daß er eine andre Gesellschaft zu besuchen im Begriffe war. Es war nur ein Irrthum, daß er zu uns kam, und von unsrer Seite wäre es unbescheiden, ihn einer andern und angenehmern Gesellschaft entziehen zu wollen.“

„Auf diese Unbescheidenheit wage ich es. Ich würde es übel nehmen, wenn er jetzt fortginge, sagte die Mutter mit einem bestimmten Tone. Da in der Gesellschaft schon so viel von Ihnen gesprochen worden, wäre Ihr plötzliches Verschwinden so ungalant, als es mich in eine unangenehme Verlegenheit setzte.“

„Bitte, bitte! nicht fortgehn wollen!“ rief schmeichlerisch die Kleine, welche ihm jetzt auch den Hut fortriß. Eginhard hatte ernsthaft fortgehn wollen, aber die Pro-

testation der Mutter war eben so ernsthaft. Er hatte nach Helenen einen fragenden Blick geworfen, fand aber für ihn keine Antwort. Sie umpfing nur die eine Tante und zog die andere an sich: „Nur einen einzigen Blick auf unsre Aussicht; nur ein Mal auf's Meer vor dem Frühstück! Es soll ja den Appetit mehren.“

Wie ordinair sie das sprach! Wo war der Schmelz ihrer Stimme, der sonst ohne Worte sie fesselte? Wo die feine Würde ihres Tones? Aber ohne Hut hätte er doch nicht gehn können.

Man stand auf der Ballustrade. An der Scene lag es nicht, wenn das unaussprechliche Panorama heute den Zuschauern nicht so erschien als den Millionen vor ihm vor tausend Jahren, und, wahrscheinlich noch nach mehr tausenden erscheinen wird.

Tante Kriesewitz rief: „Allerliebste!“ — Tante Klingebeil setzte hinzu: „Hier trinkt Cousinchen gewiß alle Morgen den Cafe.“ — „Nein allerliebste, verstärkte die Baronin ihr erstes allerliebste. Helene wählt mit gutem Geschmac; das habe ich immer gesagt.“ — Tante Klingebeil meinte nach einer Weile: wenn unten im Wasser Karpfen wären und man klingen könnte! „Dann wäre es so hübsch wie in Charlottenburg,“ seufzte eine Dritte, entweder Comtesse Aurelie oder der Major. — Der junge Herr von Klingebeil amüsrte sich auf die vorragenden Steine unten

zu spucken; es wollte ihm nicht gelingen, was ihn verdroß. Darum warf er seine Cigarre selbst hinunter, die aber auch in der weiten Entfernung verschwand. Er gähnte. Das schien seinen Vater anzulocken, auch zu versuchen, was seinem Sprößling nicht gelungen war. Aber auch die zweite Cigarre war spurlos verloren gegangen. Die zweite, sage ich, und dieß wie ein kleiner Baumast, so theuer, daß ich nicht wage den Preis, welchen er vorhin verrathen ließ, zu wiederholen, und auch kaum angeraucht! Ja wäre es in Neapel gewesen, dann wären hundert Lazzaroni in's Meer gestürzt, um den kostbaren Schatz aufzufangen. Ja in Neapel! Wie waren die Schuhlosen und Hosenlosen im Toledo vor seinem Gigg zu Füßen gestürzt, um den kleinen Stummel, den die Finger nicht mehr fassen konnten zu entreißen; wie jubelte, gestoßen, beneidet, der glückliche Finder und Besitzer, und wie viel andre, die nicht so glücklich gewesen, hatten mit ihrem: „Mehr, mehr! Noch ein Mal!“ sich hinter dem Gigg gestürzt, auch auf die Gefahr hin, vom Fuß und Rad getreten zu werden. Und als er in der breiteren Chiaja den zweiten Glimmstengel, jetzt allerdings ein Schatz, hoch aufgehoben und weithin in's dichteste Getümmel geschleudert hatte, war fast ein Aufruhr geworden, der die Polizei bedenklich machte. „Ein Mylordo!“ — „Ein Duca!“ — „Ein

Principe!" eine verlorne Stimme rief sogar: „Ein König! ein Kaiser!" Da hatte Herr von Klingebell eine Regung gefühlt, die fast eine Thräne in sein Auge drückte: ein liebenswürdiges, ein glückliches Volk! Und dieser Regung folgend hätte er entweder in die Tasche oder in das Cigarrenetui zu greifen sich gedrungen gefühlt, wenn nicht der Polizeisergeant, die Hand am Wagen: „Im Namen des Königs!" Einhalt gethan in die Verschwendung. Konnte es nicht auch das Symbol einer Carbonaroverschwörung sein! Aber höflich, mit bescheidenen Worten, flüsterte der Sergeant die andere Hand öffnend: „Eccellenza! Mir lieber einen!"

Ja in Neapel! Aber hier standen keine Razzaroni, und der Geheime Commerzien-Rath steckte das Etui zu, that es in die Tasche und gähnte auch: „Nun haben wir also die Karität gesehen." Im Vertrauen setzte er zum Schwäger dazu: „Und dazu vergeuden sie theures vaterländisches Geld, ein Jahr und drüber!" — „Ich bin nur neugierig, sagte der Major im selben Vertrauen, ob die Frau Schwägerin uns Ziegen- oder Katzen-Cotelets vorsetzen wird?" Der Geheimerath flüsterte ihm aber eine verträöstliche Nachricht zu: Aus den piemontesischen Trüffeln, die er in Savona gekauft, hatte er dem Koch eine Partie zustecken lassen. „Im Uebrigen, denke ich, rutschen wir beide noch

heut Abend nach Neapel. Im Hôtel de Rome finden wir noch offen."

Comteß Aurelie bewunderte, als Eginhard im Winkel seinen Staubkittel abgeworfen hatte: „Nein, wie schön, Helene! So habe ich's in der Komödie nicht gesehn." — „Ich hatte den Herrn auch noch nicht auf dem Theater gesehn," war ihre zweifelhafte Antwort.

Vielleicht würde Helene es noch nicht abgelehnt haben, wenn Eginhard rasch seinen Arm ihr geboten hätte. Auch schien es so Frau Susanna's Absicht, aber Helene sprach gerade freundlicher, als nöthig war, mit dem albernen Cousin, welcher es seinerseits falsch verstand, und als sie sich umblickte, hatte Eginhard schon der kleinen Valentine den Arm gereicht. Valentine ward zum ersten Male von einem Herrn zu Tisch geführt! — Wer hätte seinen Arm aus dem ihren leicht losgemacht — so wenig als ein Vorhängeschloß, das auf den ersten Druck einschlug. Ach warum kamen lauter ordinaire Bilder und Metaphern dem feinen Mann entgegen? Vermuthlich weil die Gesellschaft ihn ansteckte. So also führten sich zwei Paare zu Tisch, welche auch in dieser Gesellschaft Anlaß zu Spott und Neckereien gegeben hätten, wenn nicht — die Gäste hungrig gewesen wären. „Eine Venus mit einem Mondkalb!" dachte Eginhard; was Helene dachte, ist uns nicht verrathen, aber

Tante Klingebeil flüsterte zum Major: „Am Ende, am Ende, besinnt sich Helenchen doch; und für die Familie wäre keine bessere Convenance.“

Der erste Gang muß nicht Ragen-Cotelets enthalten haben, denn man griff mit Appetit zu; auch dem ölig-süßen, blutrothen Weine der Somma und dem perlenden Lacrymae Christi ward herzhaft zugetrunken, bis der Geheimerath Klingebeil seinem Schwager winkte und zum Kammerdiener leis commandirte: „Nu unsern!“ Der „Unsere“ kam in einem vollen, wohlgepackten Korbe mit gelb gestiegelten Medoc- und silberfunkelnden Champagnerflaschen. Die französische Invasion siegte vollständig über die italienischen Truppen. Wenn die Wirthin erröthet hatte, als der Geheimerath seine mächtige Hand auf den Korb gesetzt: „Alles mitgebracht, Frau Schwägerin, bezahlt und versteuert!“ beschwichtigte sie, etwas chevaleresk, der Major: „Im Gebiete der Weine weiß Frau Schwägerin, daß nach allen Verfassungen absolute Herrschaft der Männer ist.“ — „Wenn uns das Privilegium gelassen wird, eutgegnete sie, wenigstens unsere Burg gegen diese Contrebande zu schließen.“

Eginhard wollte dieses Privilegium auch für sich berufen, der Geheimerath ließ es nicht gelten: „Gern geschenkt, und so finden Sie es bald nicht wieder.“

Er hatte so viel nachgegeben, warum nicht auch das! Die Flaschen leerten sich, die Pfropfen flogen schon an die Decke, und Eginhard trank auch. Vielleicht um nicht mitzusprechen; was hatte er in der Unterhaltung mitzureden — wie über Italien judicirt ward, über Land und Leute? Wie scharf und scharfsinnig urtheilt die Familie Klingebel, und über Dinge, die man im Fluge schwerlich faßt; Eginhard bewunderte, welche Mühe es sie gekostet haben müsse, vorher die Sprache zu lernen! — Man lachte: „gekostet hatte es allerdings!“ Am eigenthümlichsten lachte der Kammerdiener, welcher ihm grade Champagner eingoß, aber nur Valentine gab den Schlüssel heraus: „Gott bewahre! daß Onkel und Tante sich drum in Ungelegenheit setzen lassen. Nein, Jean nur mußte sechs Monate lang Unterricht nehmen, Tag für Tag, und jeden Tag zwei Stunden.“ — „Und nun weiß er auch für uns Alle Italienisch,“ setzte Aurelie hinzu.

Der Wein löste die Zunge, auch unter den schweigsamen Verwandten, von denen wir vorhin bemerkt, daß sie die Ausgabe für unnöthig hielten. Jeder hatte, wenn nichts anderes, doch ein muthwilliges Wort für den andern; nur Helene keines für Eginhard, und Eginhard keines für Helene. Obgleich sie nicht zu fern von einander saßen und sich sehen mußten! Wenn Eginhard hinblidte, be-

schäftigte sich Helene in ihrer viel zu großen Güte mit dem albernen Cousin, und Helene fand, daß es unbegreiflich sei, wie aufmerksam er auf das Gespräch der naseweisen Valentine hören könne. Und unaufhörlich hören auf — die Schnattergans! Laut sagte sie es nicht, daß Jemand es gehört hatte, aber so laut, daß sie vor sich erschrak. Und das war auch nicht ihre Art; sie war etwas fieberhaft.

Uebrigens paßte das Prädicat auf Valentine. Das dreizehnjährige Fräulein hatte in Kürze nicht weniger als die ganze Familiengeschichte ihrem Nachbar hinterm Ohr mitgetheilt. Nicht hinter einander, sondern bei Gelegenheit; aber die Tafel dauerte lang und das Resultat ihrer Eröffnungen fügen wir zusammen:

Helenens Vater, der Amtsrath, wäre noch der Klügste gewesen, aber leider todt. Von den Todten wisse man immer nur Gutes. Ja, wer wisse das! — Von den andern Söhnen, nämlich Papa Großvaters, wäre der Major — nun ja in der Familie wäre er der gescheiteste, aber — aber zu früh, viel zu früh in schlimme Gesellschaft gerathen, und dann in die Residenz, und in die Garde! Was das heiße, weiß man ja. Was hat er dem Großpapa schweres Geld gekostet, Schulden und immer Schulden und wieder Schulden. Und sätiren mußte er

noch die Kameraden, Dejeuners und Soupers; das schiedte sich nicht anders; natürlich, denn er war doch nicht von Stande, also mußte er doppelt aufstischen. Und das hatte auch den Großpapa nicht so sehr verbroffen, aber die Opern, Liebchaften, Ballette und die Duelle. Nobilitirt mußte er schon werden, das war wegen der Garbe, und Großpapa biß in den sauern Apfel; aber heirathen und Majoratsherr werden, nein daran hat man schon seit langen Jahren nicht gedacht. Wer baut denn sein Haus in einem Sumpfe! hat einmal Großpapa gesagt, und der Major ist auch damit zufrieden. Wozu braucht der eine Frau und ein Haus! Andre Städtchen, andre Mädchen, sagt er, nur nicht in kleinen Städtchen, wo kein Ballet ist. Sonst aber ist er ein braver und prächtiger Mensch, und jetzt macht er auch nicht mehr so schrecklich viel Schulden! Warum? Weil keiner mehr borgt. Die Juden wissen auch, daß er nicht Universalerbe wird.

Die Tanten wurden von dem Schandmaul kürzer beobachtet: Zu allen, nämlich Großpapa's Töchtern, wären die Freier wie Maikäfer geflogen. Natürlich, weil Geld da war! Aureliens Vater, lieber Gott, ein Graf wäre er gewesen mit einem langen, langen Stammbaum, aber mager wie das Pergament, wobrauf es steht. — Nichts zu beißen und brechen, als Schulden und Schulden!

Schlank, eine Bohnenstange, und ein hübsches Gesichtchen, ja, aber viel Verstand — davon wollte man nicht reden. „Da ward dann viel geweint und gehult, beim See spazirt und geseufzt und der Mond angesehen, bis man's nicht mehr ansehn konnte vor Katzenjammer, sagt der Onkel Major, und der Großpapa erbarmte sich endlich um — die Misere los zu werden. Die Herrlichkeit hat auch nicht lange gedauert, die armen Leutchen! Vor lauter Bärtlichkeit, oder weil sie gar nichts mehr mit einander zu seufzen und zu sagen mußten, sind sie aus Langeweile gestorben. Und — nichts hinterlassen als die arme Aurelie. Ja, die arme Aurelie! Comteß ist sie, und hat eine passable Farbe, das wäre aber eine magere Mitgift, wenn wir nicht in die Tasche greifen, sagt Mama. Aber verheirathen werden wir sie schon, wenn sie auch etwas gauche ist und stimpel. Lieber Gott, es giebt einfältigere und haben doch einen Mann gekriegt. Einen bürgerlichen, das ist gut genug, und ein Stück Geld zu. Basta! und die Sache ist abgethan; denn reich ist der alte Papa, weit reicher als man denkt, und Aurelie ein gutes Mädchen, und meine liebste Freundin, der ich alles Beste wünsche.“

Gegen die Klingebeilsche Familie schien sie nicht so günstig gestimmt: „Geld ja, aber Edelmann, Gott be-

wahre! War Comtoirist; mit grünen Rattunärmeln am Bulle, und mein Vater, seliger, der Capitain, fand ihn selbst mal, wie er Kasebohnen zählte, daß Papa sich schämte, solchen Verwandten zu haben! Aber die Leute sagen: Geld bringt Verstand; und zu scharren hat er gewußt, davon weiß Großpapa zu erzählen. Ein Philosoph ist er auch, sagte mein Vater, nämlich wenn Eugen bei ihm steht; das muß man ihm lassen. Der Cousin, denken Sie sich, hat nicht Mal das Officiersexamen machen können, nicht Mal das Portepeefähndrichsexamen; und nur darum ließ sich der Onkel nobilisiren, bloß damit doch sein Sohn doch was hätte, denn sonst ist er ja gar nichts. Und Großpapa hat ihn drum ein Jahr lang nicht ansehen mögen; denn wozu braucht ein Eichorienkönig Edelmann zu werden! Mit der Eichorienfabrik hat er sein furchtbare Geld gemacht und nachher erst mit den Runkelrüben. Mama kann die Eichorien in den Tod nicht leiden, sie riecht es immer, wenn er nur drei Häuser fern ist, und es ist etwas Ordinaires darin; Großpapa aber sagt, die Eichorien wollte er ihm schon zu gut halten, wenn seine Brennereien auch die halbe Provinz verpesteten; dann verderbe er doch nur die Luft, mit den Rüben aber ruinirt er den guten Boden. Korn und Waizen, sagt Großpapa, hat der ebe Gott gemacht, aber die Runkelrüben haben

die Menschen erst gesteckt, und Niemand soll den Tag loben bis der Abend kommt. Und wenn nicht seine Frau wäre, hielte man's nicht aus vor seinem Selbstolz; Tante Klingebeil allein hält noch die Contenance. Das ist eine brave Frau, wenn sie nur ihren Engen nicht gar zu sehr mit Affenliebe päppelte und carresirte. Was zu viel ist, ist zu viel, sagt Mama, und was er essen wollte, mußte er kriegen, Delicateffen und Kuchen und immer wieder Kuchen. Das ist nie gut, daß man Kindern alles läßt, was sie wollen, davon werden sie dumm, besonders Kuchen. Und denken Sie, Tante bildet sich noch immer ein, Cousine Helene könnte ihn heirathen! Nein, sage ich doch, was kluge Leute sich einbilden, wenn sie gar zu unvernünftig sind. Ich weiß es besser, ich weiß, was Cousine Helene will, und solch ein Caliban, oder Canibale, sagt Mama —“

Vielleicht hätte er gern ihr Urtheil über Helenen gehört, als die bosshafte Schnattergans ihm einen Wink gab. Er war selbst der Gegenstand des Tischgespräches geworden. Die arme Aurelie hatte wieder eine Betise begangen, sie hatte gemeint, Eginhard könne die funkelnde Dekoration nur für große Bravour im Kriege erhalten haben. Einer um den Andern suchte die Comteß zu belehren, auch das Mondkalb: daß ein solcher Orden einem Edelmann schon in die Wiege gelegt werde, und der Major setzte mit

großem Ernst hinzu: „Er wird ihm auf die Brust fest genäht, damit er ihn nie verlieren soll. Frage nur den Herrn.“ — Aurelie sah ihn unaussprechlich dumm, und Helene unaussprechlich kalt und gleichgültig, oder wie ein Examinator an, welcher auf die Antwort eines Examinanden auf eine verfängliche Frage wartet. Wenigstens glaubte Eginhard das zu sehen, und in dem Sinne antwortete er: „Es kommt darauf an, meine gnädigste Comteß. Orden sind für den Edelmann Anweisungen auf Ehre; entweder honorirt er sie, oder, was dann leider auch passiert, er vergißt es. In dem Falle mag der Herr wohl Recht haben, daß sie nur der Schneider aufgenäht hatte; wir andern aber glauben des Tactes zu sein, hinter dem Stern am Rocke auch den zu erkennen, der wirklich auf dem Herzen geprägt ist.“

Comteß Aurelie ward dadurch nicht klüger; noch kam es darauf an. Niemand verlangte mehr nach einer eigentlichen Unterhaltung, auch nicht mehr nach sprudelndem Witz; der sprudelnde Wein fluthete wie ein Eroberer, der keine Rücksichten mehr duldet, und Frau Susanna sah sich bedenklich nach Unterstützung um.

Der Major war allerdings, wenn nicht der feinste und ritterlichste in der Familie, doch derjenige, welcher die Manieren derselben in der Gesellschaft am besten zu be-

obachten wußte; der bacchantische Geist der Caserne schien aber immer lauter auch über ihn zu herrschen. Er leerte das neu perlende Glas nicht mehr den anwesenden Damen, sondern auch entfernten, und darunter solchen, früherer Bekanntschaft, welche er in der Wirklichkeit ihnen zu präsentiren wohl nicht gewagt hätte: Italien sei ja so weit! Er musterte das Ballet in Neapel, und auch der Geheime Commerzien-Rath und sein Sohn schienen in dem Fache Kenner zu sein. Umsonst protestirte Frau von Klingebeil gegen solche intricate Confidancen. — „Unter uns, nur unter uns! liebe und gute Frau Schwester,“ entgegnete der Major, und die Schleusen waren nicht mehr zu halten.

Der Schaum, welcher auf dem brausenden Meere schaukelte, war keine Göttin, und am wenigsten eine Venus Urania, aber eine Priesterin der Terpsichore. Es war die nämliche Tänzerin, von deren Existenz der Major schon bei dessen erster Zusammenkunft mit Eginhard uns ver-rathen hat, welche beide Schwäger jetzt plötzlich electrifirte, Verwunderung des Einen, Entzücken beider. „Dieselbe divina Tombacchi!“ — „Aber unmöglich! hatte der Commerzienrath eingewandt. Sie müsse ja — er rechnete vor langen Jahren dreißig oder noch weiter, — und der Herr von Klingebeil war ein exacter Rechner. Sie müsse schon

auf dem Rehricht sitzen, oder — „Tout au contraire, Schwager, Furore, neue Furore, neue Lorbeern in Mailand, Turin, Madrid!“ — Möglich, daß es ein Phantom gewesen, ein andrer Name, warf noch der Zweifler ein, aber der neue Enthusiast schwor auf Identität, Wahrheit und vorige Jugend der Kunst. Auch die Kritik rief er an: „’s ist ja die — Teufel! wie heißt sie eigentlich? — wir kriegtens ja durch die Polizei damals raus, — ihre Mutter war ein Apfelweib in Breslau, und ihr Vater, wenn sie einen hatte, ein Kesselslicker. Was schiert ein Vater! ihre Springstöcke wirft sie noch wie ein junges Füllen. Das Dragonerregiment in — — hingerissen bis zum letzten Cornet — Eroberungen drei Fouragewagen voll — so kommt sie nach der Residenz, Schwager! Nur der verteuflte Name. — Sie kannten ihn ja auch, Herr — Sie theuerster Herr —“

„Ich kannte ihn!“ rief Eginhard, halb aufstehend, und wäre aufgesprungen, wenn Valentine ihn nicht am Rockschöß gezipft und Frau Susanna nicht einen ängstlich bittenden Blick ihm zugeworfen hätte.

Der Major mußte den vorigen Contract vergessen haben, oder war es Absicht? Man hatte zu oft forschend auf den Maler geblickt. Eginhard sah nach Helenen wie der Steuermann, um den Sturm und Nacht toben, nach

der Bouffole. Ein Blick aus ihren hellen Augen sollte ihn bestimmen, und er blickte nach ihr ernsthaft bittend. Aber keine Antwort. Hatte sie es nicht gesehen, wollte sie nicht? Schmollte sie und konnte es noch in dem Augenblicke, wo jeder die fieberhafte Aufregung ihm ansehen mußte? Sie sah wirklich nicht nach ihm, denn ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf ein Paar Püppchen gerichtet, welche der Cousin Eugen aus Brod geknetet hatte, eine Kunst, zu der er wirklich Genie zu haben schien. Sie tanzten auf seiner Hand, und Helene bewunderte es: „Besser wie die Menschen, Eugen, sie trinken nicht, darum fallen sie auch nicht.“

„Ihren Namen, drang wiederholend der Major, ihren deutschen Namen, Herr, Sie müssen ihn ja gehört haben, Tombach oder Tommelbach. Wetter, ich entsinne mich, Sie verfertigten sogar ein Gedicht auf sie — ein Akrostichon; nun muß es ja rausplätzen.“

Es platzte allerdings, indem er aufstand und das Glas hob. Aurelie versicherte nachher, er hätte die Lippen zusammen gebissen, ehe er sprach, erst roth, dann leichenblaß. Auf wen sie den Blick schoß, wußte sie nicht, aber es war ein böser Blick. Der Major hörte wohl nur die Hälfte seiner Worte: „Ich kannte eine Dame, ich admirirte sie, die liebenswürdigste ihres Geschlechts, mehr werth als von

Liebern gefeiert zu werden, und ich wüßte nichts, was mich bewegen sollte, es vor aller — aller Welt zu bekennen, und wenn sie auch mich nicht wieder kennen wollte, auch meiner lächeln und spotten, änderte es weder meine Gesinnung noch meine Ritterpflicht, den Namen dieser Dame in Kreisen nicht auszusprechen, die ihrer nicht würdig scheinen. Ich kannte und kenne ihn, Herr Major, aber ich nenne ihn nicht.“

Der Major mußte ihn wirklich nicht gehört haben, er hob über den Tisch das Glas: „Bravissima — *allo la divina Tombacchi!* For ever! auf englisch.“

Wenn er nicht absichtlich zurücktrat, hätte er anstoßen müssen; aber er konnte nicht, nicht zurück, nicht anklagen, als sagte ihn ein Zauber. Helene hatte jetzt auf ihn einen Blick geworfen. War's ein drohender, strafender, warnender oder bittender, genug, es war für ihn ein Medusenblick. Das Glas war ihm entfallen und zerbrach. In dem Momente stieß auch Frau Susanna den Stuhl fort. Die Tafel war aufgehoben. Der Situation war es hochnöthig. Helene war leichenblaß, und Aurelie sagte nachher, sie hätte nicht geweint, aber wie eine Thauperle zwischen ihren Wimpern gestanden, und als der Onkel Major sie nach Essen embrassirte, hätte sie wie ein Marmorbild es geschehen lassen. Der Major aber schwor,

alte Weine, alte Eroberungen und alte Liebschaften wären der hant gout des Lebens. Auch faselte er von der trojanischen Helene, und stieß ein letztes Glas an mit dem Commerzienrath auf den alten Papatacci Menelaus, der zehn Jahre gewartet und seine alte Helene aus Prinz Paris Harem so schön liebenswürdig und tugendhaft wieder angenommen, als ehe sie sich entführen ließ.

Beim Aufbruch schwankten nicht allein die Flaschen, und der Abend, der hereinbrach, verbarg glücklich das weitere.

„Sie tranken zu viel Wein, flüsterte Valentine, als Eginhard sich zu einer Gruppe drängen wollte. Gehen Sie an's Ufer, um sich abzukühlen.“ — Was er gewollt hatte? Er wußte es in dem Augenblicke selbst nicht. Im Anfang der Tafel, die aus dem bescheidenen Frühstück zu einem schwelgerischen Diner ausartete, hatte er den Entschluß verwünscht, die Einladung anzunehmen. Dann war es zu spät geworden. Er trank wenig, um der Kälte und Gleichgültigkeit eben so kalt zu begegnen. Wer bleibt aber kalt, wenn ein Schauer spitzer Pfeile um uns geschüttet werden und endlich das Herz verwundet ist. Und die Bundesgenossin sah gleichgültig zu, unter den Streichen der Feinde! Jetzt, ob er von Helenen Rechtfertigung fordern, oder seine eigene ihr aufbringen, oder, kürzer

und bündiger, auf den Major losstürzen wollen, das eben war es, was er nicht gewußt, als Valentine ihn in den Garten riß.

Das dreizehnjährige Fräulein hatte wenigstens Recht gehabt; das fühlte er, und war ihr daher willenlos gefolgt. Hier, auf die Ballustrade sich lehnenb, schöpfte er nach Luft; aber es fächelte kein Wind über das Meer. Er preßte die heiße Stirn mit den Händen, und warf sich auf denselben Stuhl, auf dem er einst über das Loos der armen Malerin meditiert hatte. „Es war falsch! Alles Falschheit, Lüge!“ — Unfern von ihm stöhnte ein andrer, die Stirn am Citronenbaum, Cousin Eugen. Auf Lacrymae Christi Champagner wird für den Magen nicht angerathen. — „Saubre Familie!“ — Aber Niemand kümmerte sich um den andern, Niemand sah ihn.

Ja in Neapel! Er war an seinem Golf, er athmete seine wonnige Luft, er saß und hörte das Plätschern seiner Brandung, das Rauschen des dunkeln Laubes, und nur die Hand brauchte er zu erheben, um die Goldorangen zu fassen. Es war alles Wahrheit; und war, was ihm eben geschehen, vielleicht nur ein wüster häßlicher Traum, und hatte nur der starke Wein ihn überwunden? Was hätte er darum gegeben, wenn es so gewesen wäre; er hätte das Mondkalk beneiden können; aber sein Auge sah, sein

Ihr hörte scharf genug durch Dämmerung und Geschwirr. Es war alles baare, niederschmetternde Wirklichkeit; alles, was so schön angefangen, hatte so häßlich ausgehen sollen! Warum? Wie war, wie konnte das möglich sein in dem schönen Italien, im Juwel seiner unerschöpflichen Schatzkammer, an seinem lieblichsten Meeresbusen, im Schooße seiner mit Anmuth umsäumten Berge! Alles formt und rundet sich in dieser Natur, nirgends Schroffes, Rauhes, Verwundendes; seine Gebirge, seine Wasserstürze, der Farbenschmelz auf seinen Wüsten und Ruinen, die Formen seiner schönen Frauen und Männer, der Wohlklang ihrer Sprache, sie schaukeln sich in schönen Wellenlinien; — warum nun hier solche Dissonanz, warum ihm beschieden, das zu erleben, in den höhnischen Abgrund zu versinken! Eine Metamorphose, wie nur Ovid sie geschildert, eine Art ästhetischer Willkür, gegen welche der Dichter schon protestirt hat, als er das sang:

desinat in piscem mulier formosa superne.

wogegen Horaz gewarnt, warum ist es ihm begegnet, das schönste Weib in einen abscheulichen, nein schlimmer, in einen Schweif unübersehbarer Gemeinheit verwandelt zu sehen? Freilich, auch grade um diese Klippen und Vorgebirge schwebten Ungeheuer, der Cyclop, die unflät'gen Thiere, welche der Zauberstab der Circe berührt hatte; aber das

waren Mährchen der Mythenzeit, und hier, die um ihn, deren Schatten er gehen sah, deren Geschnatter er hörte, waren Geschöpfe der Wirklichkeit, so wahr, wie er sie täglich zu Haus in den Gassen laufen sah, in den Gesellschaften sprechen hörte. Aber darum war er ihnen ja achselzuckend immer aus dem Wege gegangen; um sie nicht mehr zu sehen, war er endlich nach Italien gereist, und sie, in ihrer häßlichsten empörendsten Gestalt, mußten ihm nachgelaufen sein! — Und wäre es Troß, Staub und Schaum, über den ein guter Ritter und Reiter unbespritzt fortspornt, aber sie, die *mulier formosa*, das göttergleiche Weib, saß ja selbst mit ihrem züngelnden Fisch- oder Schlangenschweif, sie lächelte, als sei es nichts besonderes, in dem Morast und Pfuhl der ordinären Geschöpfe. War sie von Anfang nur die nedische Undine, als wie sie sich ausgab, das dämonische Wesen, welches in jede Gestalt und jede Stimmung sich verwandeln kann, hinreißend, fesselnd, nur selbst ein Hauch der Lüfte, an nichts gefesselt, nichts gebunden, weil die Seele ihr fehlt?

Hatte das schöne Weib ein Spiel mit ihm getrieben? — Nein; der bessere Geist brach wie ein Morgenwind durch, die schwere Kette von Alpträumen; das konnte, durfte nicht sein, es war eine Wahrheit in ihr, in ihr allein, er wollte es als Ritter vertheidigen, gegen mannig-

lich, zuerst gegen sich. So richtete sich Eginhard auf; er hätte lange, er hätte bis zum andern Morgen da liegen können, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Frau Susanna hatte einen ihrer Ohnmachtsanfälle erlitten, Helene rief und lief umher, die Tanten riethen, um zu helfen oder zu verwirren, und der Major und der Geheimrath prüften den Kaffee, der nicht stark genug war, und wetterten gegen den Kammerdiener. Er hatte vergessen, Liqueur zu besorgen.

Da glänzten schon einzelne Sterne an dem rasch dunkelnden Horizonte, die nächtlichen Schatten füllten schon die umwölkten Drangengärten von Sorrent, als Eginhard sich losriß. Jetzt aber hielt auch er sich an einen Citronenbaum, nicht um sich daran zu stützen, nur um im Schatten desselben unbemerkt zu bleiben, als der Major vorüber ging. Den suchte er ja vorhin und zuerst, und auch jetzt, aber — das hatte bis morgen Zeit; es konnte auch durch einen Dritten abgethan werden. Er war jetzt wieder beruhigt, er fühlte: er darf nicht den Frieden des Hauses stören. An des Majors Seite ging dessen Schwager. — Aus ihrem Wechselgespräch flogen nur einzelne Worte:

„Fünfundzwanzig tausend Gulden, allerhöchstens, als der Domherr starb. Sonst, ruinirte Familie! Nur der Landforst-

meister, sein Onkel, hatte noch etwas Intus — damals — aber —“

Der Major schnalzte durch die Lippen: „Den wollen wir mal ablaufen lassen, Herr Schwager. Mit einem Eclat, auf Seele, daß sie davon erzählen sollen.“

„Dummes Zeug! spuckte der andre. Noch besser, wenn der Alte seine Millionen für einen Habenichts gesammelt hätte.“

Der Platz vor der erleuchteten Gartenstube war hell genug, um Helenen und ihre Züge zu sehen. Sie war herausgetreten, ungefähr in der Bewegung wie Eginhard vorhin. Sie wollte auch nach Luft. Wie eine heidnische Priesterin hatte sie die Arme der Mondschel entgegen gestreckt, dann Kopf und Auge fest gedrückt. So stand sie und glaubte ganz allein zu sein; aber neben ihr stand Eginhard. Krampfhaft zitternd hatte er schon ihre Hand ergriffen; er wollte sie an seine Brust drücken, er wollte ihr vielleicht zu Füßen stürzen: „Helene, jetzt oder nie!“ Aber er fühlte eine marmorkalte Hand, so marmorkalt ihre Haltung, so schien der Gesichtsausdruck. Er fuhr wie vor einer Erscheinung zurück.

„Jetzt oder nie? — Jetzt, Unbesonnener! — Sie sind erhit. — Wenn Sie Ihrer so weit mächtig sind — fort, fort! Verlassen Sie uns. Das ist das beste; besser doch

als das schreckliche Nie. — Meine Mutter ruft, sie ist krank, krank von diesem — o Gott, es war zu viel — viel zu viel für heut und mich."

Sie hatte sich losgerissen und war fort. Eginhard gehorchte, wie ein gebannter Geist dem Bannspruch des Exorcisten. Gehen mußte er, rasch, fort, auf der Stelle; sie hatte es ja befohlen. Und wenn nicht sie, warum wäre er geblieben? Was hatte er noch hier zu thun? An der Thür wollte er dem alten Daniel ein schweres Geldstück in die Hand drücken. Er wies die Hand zurück und wandte ihm, wie strafend, den Rücken. „Auch das noch!" — Aber ein anderer Arm hielt ihn noch zurück: „Ich habe Alles gehört, ich weiß Alles, Alle sind gegen Sie, aber verlieren Sie nicht die Courage. Ich will der gute Schutzgott meiner Cousine Helene sein, und Sie, — und Sie, obgleich Sie's auch nicht verdienen, ich werde Sie schon protegiren." — War das noch etwas mehr? dachte Eginhard, als sie das „Maulaffe Du!" glücklich noch auf den Rippen zerdrückte. Im Laternenlichte sah ihm Valentine mit dem etwas zu großen Munde und schielenden Auge sogar häßlich aus: „Geh zu Bett, Kind, und schlaf aus — wie wir Alle!" — Mit komischem Zorn hielt die Kleine ihm die geballte Faust nach: „Du auch! — Kind! — Und ich nicht betrunken! Ich allein nicht.

Wenn ich Helenen nicht so sehr gut wäre, so — so solltest Du auch erfahren, daß ich kein Kind mehr bin. Aber alle diese Menschen sind Kinder, und weiter nichts, und nicht werth — Pah!"

Frau Susanna mußte wieder hergestellt sein; denn in der Mitternachtsstunde, wo das Haus leer geworden, hatte sie schon ein langes Gespräch mit Helenen, die an ihrem Bette stand, gepflogen. Daß die beiden Schwäger schon am Abend nach Castellamare Stabion genommen, „um sich von dem mühsamen Tage etwas in Neapel zu erholen,“ war der Mutter eine Beruhigung.

„Daß die alte Aventure, welche der Schwager so unverzeihlich vortrug, Dich nicht gegen ihn irritirt, hat mich befriedigt,“ sagte Susanna.

Helene nickte: „Noch habe ich ihm die Bravour verargt, daß er den Vorfall nicht zu verbergen oder zu verschönern suchte. Er wollte es nicht besser machen, als es war, und das könnte ich ihm eigentlich gut schreiben; aber es ist nur ein Zug mehr des ganzen Charakterbildes, vor dem ich erschrecken muß. Uns alle noch im Augenblick beherrschen zu wollen, wo wir Alle uns gedrückt fühlten; als wir zitterten, daß ein Wort die Luft entzündete, noch den Herrn und Gebieter und mit voller Sicherheit zu spielen! Er hätte doch auch an mich denken können, wie

ich auf Foltern lag! Und so meine erste, einzige Bitte, die ich an ihn richtete, nicht zu berücksichtigen! Ohne einen Wink, ohne ein Wort, wie ein Ueberirdischer vor uns zu erscheinen! Wollte er mir oder den Anderen mit der Decoration imponiren!“

„Ohne Widerspruch ein sehr schlechter Geschmack, indeß —“

„Weit mehr, Mutter, eine Geringschätzung gegen uns Alle. Sollten wir ehrfurchtsvoll in die Kniee sinken vor — Gott weiß was! — Nein, nein, Mutter, so jämmerlich denkt er, so klein denke ich ihn nicht; aber es war eine übermüthige Spielerei, oder der unermessliche Hochmuth, daß er durch sein Ich Alles überwinden könne, die Verhältnisse, die Familie, Dich, mich! Ich sollte vor Ueberraschung, Freude, Rührung lautlos bleiben, vielleicht so ihm an die Brust sinken, vielleicht fragen: Ist das möglich? O dann wäre er großmüthig, edel, liebenswürdig, o er wäre alles mögliche gewesen, aber oben blieb Er, und Ich — was denn für ein farbloses Tagesgeschöpf, das seine Sonne anscheinen, beleuchten und zur Existenz rufen wollte!“

Nach einer Weile sagte die Mutter: „Und — das Resultat?“

„Wie kann denn ein Capitain, liebe Mutter, sagen,

wenn sein Schiff vom Sturme geschaukelt wird, in welchen Hafen er einfahren werde?"

Susanna senfte: „Ach, wer so viele Stürme schon erlebte, wünscht doch, daß er auf ruhiger See nach dem letzten Hafen segeln könnte!"

„Segeln, ja! Wir müssen reisen, entgegnete Helene, ihre Hände küssend. Wir reisen, Mutter! Morgen! Gute Nacht!"

Am andern Morgen schrieb Eginhard zwei Briefe. Der eine, ein kurzes, bereits gesiegeltes Billet an den Major von Bauerkoth hatte nicht viel Mühe gekostet. Desto mehr der zweite, denn er war die Antwort auf ein Billet, welches der alte Kammerdiener Daniel vorgestern Eginhard zu überbringen vergessen hatte. Wenn er es nicht zu spät vergessen hätte, würde Eginhard den schweren Brief an Helene nicht geschrieben haben, wahrscheinlich auch nicht das Billet an den Major. Es wäre alles, alles anders gekommen.

Helene's Billet lag vor ihm auf dem Tische; er mußte oft nachsehen, denn zuweilen zitterte er im Schrei-

ben, und so unsicher war seine Handschrift, daß er wenigstens ein Mal zerreißen und neu schreiben mußte. Der Inhalt des Billets fing eigentlich sehr einfach an. Helene meldete den Besuch der Verwandten, welche sie morgen erwarteten; deshalb bitte sie ihn morgen nicht zu kommen. Warum, darüber später? Schon stand ihr Name darunter, als eine Nachschrift kam, wo alles herausbrach, so unordentlich wie der vorige zierlich war, und wie es aus der Feder, oder aus dem Herzen floß. Sie bat ihn dringend, nur morgen nicht zu kommen. Die Verwandten — ach es wäre so schwer das auszusprechen — diese Verwandten würden, müßten — Einmal hatte sie das nächste Wort unterstrichen, dann die darüber gekritzelt und plötzlich auf's neue deutlich daneben geschrieben: „Diese Verwandten könnten ihre heißesten Wünsche stören.“

An der Stelle hätte Eginhard vorgestern sicher das Papier geküßt. Es war ja das erste Wort, das erste Mal geschrieben, schwarz auf weiß, was sich nicht ausmerzen läßt aus dem Wörterbuch der Liebe, sie hatte von ihren heißesten Wünschen gesprochen. — Aber das nachher! — Warum versuchte er die Verwandten im Allgemeinen zu charakterisiren, auch die Erwähnung vom „ehrwürdigen Großvaterpatriarchen,“ den sie mit innigster Verehrung liebe, wo aus den Falten seines Schlafrocks

etwas von seinen Hunderttausenden bligte? Dazu gar wohl die Bilanz eines Contobuchs! Wozu ihm das? — Aber der vernünftige Schluß am Ende gab die nur zu klare Erklärung:

„Vielleicht wäre Pflicht gewesen, Sie früher in unsere Verhältnisse blicken zu lassen; aber die natürliche Furcht, daß es Sie zurückschrecke, hielt mich zurück. Verzagen Sie nicht, mein Freund, aber lassen Sie mich allein alles vorbereiten. Ich will als treuester Advocat für Sie auftreten. Die Klippen, welche so drohend, die Abgründe, welche zu tief scheinen, werden vor dem Muthigen verschwinden, und von den Besonnenen allmählig überwunden werden.“

„Eiskaltes Wasser auf einen Liebesbrief!“ So hatte er am Abende das Billet gelesen und auf den Boden fallen lassen. „Brauche ich denn einen Advocaten! — Hatte ich etwa vor Klippen gezittert, vor Abgründen gesagt!“ — Sein höhnisches Lachen war gewiß noch die Nachwirkung vom heißen Weine! Aber er hatte die Nacht durch gelacht, zuweilen freilich auch geweint. Dann rief er, den Kopf am Arme stützend: „Eine vollendete Menschenlarve, von Prometheus in der geweihtesten Morgenstunde geformt, vom Athem eines Gottes befeelt, von Minerva unterrichtet, und von den Grazien angehaucht,

so schön und vollkommen, daß die Olympier von ihren Höhen mit Entzücken auf sie sehen, — laßt sie drei Wegestunden auf dieser staubigen Erde der Verhältnisse wandeln, und ihr ganzer Mechanismus knarrt vom Rost der Conventionen!“

Zehn Mal hatte er entschieden: es war ja auch nur ein Auroratraum der Poesie — der Traum und die Poesie verschwunden. Schon als sie ihn für trunken erklärte, von sich wies, war ja die Ehe gebrochen. Sie hatte sie gelöst; was hast Du noch zu thun? — Aber so oft protestirte das Herz dagegen, und die kalte Vernunft trat am frühen Morgen zum Beistand für dasselbe auf.

Er hatte es ja Schwarz auf Weiß; sie liebte ihn. Durfte er Eine verlassen, die offen bekannt hatte, daß sie ihn geliebt? Und lag nicht die Arme in einer abscheulichen Familie, verstrickt in canibalischen Verwandtschaftsbanden, ein zarter Schmetterling, der sich eben entfaltet, unter den Tasten und Griffen häßlicher Mistkäfer; war ihm nicht Ritterpflicht, ein anderer Perseus eine andere Andromeda, sie zu retten, befreien! Ja, auch wenn sie ihn gestern von sich wies, auch wenn sie heut ihm wieder den Rücken weisen wollte, dennoch wußte er ja, er konnte es mit dem heiligsten Eid beschwören, es war nicht so. Helene mußte wünschen, daß er als Mann, Ritter, im-

merhin auch als Tyrann, auftrete. Er mußte sich, so zu sagen, ihr aufdringen, als ihr Paladin, Vormund, und gleich heut.

In diesem Sinne schrieb er den förmlichen Heirathsantrag; er war kurz, deutlich, mehr als ruhig: „Die Klippen, welche Helene so drohend, die Abgründe, welche ihr so tief erschienen, dankten einem Manne, welcher den Stürmen der Welt schon als Schiffer getrozt, nicht so überaus gefährlich. Er scheue weder die, welche man ihm gestern in der Wirklichkeit gezeigt, als die Klippen, welche hinter der ungewissen Zukunft sich thürmen könnten. Gewiß, nicht um sie zu erschrecken, aber als berufener Steuermann halte er es für eine Freundespflicht, auch sie auf solche sogenannte Klippen und Abgründe aufmerksam zu machen. Wenn auch in seiner alten und makellosen Familie manches Spulgesicht und manche Perrücke, jetzt wie vordem die Stirn runzeln und sich verstimmt fühlen sollten über neue Namen, die in dem Rahmen ihres historischen Ahnensaales Platz fordern, so hoffe er doch, daß sie beiderseitig mit Lächeln oder mit Seelengröße darüber hinwegsehen werden, sie aber überzeugt und des Vertrauens sein, daß er immer als Mann handeln, richten und entscheiden müsse und werde, er allein, was auch die Familie dagegen einwende!

Auch die zwei Briefe kam der eine zurück. Der Major hatte Sorrent schon am vorigen Abend verlassen. Das Schreiben werde ihn gewiß nicht in Neapel, wahrscheinlich auch nicht mehr in Rom und Italien erreichen, war mit Bleistift auf die Adresse bemerkt, weshalb angemessener schein, es dem Adressanten zurückzustellen. Der andre Brief war von Helenen. Sie lehnte den Heirathsantrag mit sehr freundlichen, aber bestimmten Worten ab.

„Wenn ein starker Mann, welcher den Stürmen der Welt schon getrogt, über die Klippen und Abgründe lächle, so fühle sie, ein schwaches Mädchen, sich nicht derselben Stärke. Die Besorgniß, in der makellosen Reihe einer historischen Familie nur mit Verstimmung aufgenommen zu werden, und das Bewußtsein, nicht die Seelengröße zu besitzen, um gleichgültig scheelsüchtige Blicke um sich zu sehen, habe sie schon bestimmt; auch wenn die Leiden einer edlen Mutter, welche dieselben Gefahren mit der Verfehltheit ihres Lebens gebüßt, sie nicht aus ihrem Traume ausgescrecht hätten.“

„Wer habe geahnt, schloß sie, daß hinter dem zu schönen Morgentraume aus dem krystallinen Meere solche schwarze Klippen aufschießen mußten! Eben weil er zu schön, sei er unmöglich gewesen. Wir spielten eine Maserade. Dort über der Scylla und Charybdis — ein

ominöser Ort! — Wir spielten das Spiel fort, in Berwegenheit übermüthiger Kinder. Glaubten so sicher zu sein, daß wir, keinen Augenblick um uns blickend, der Wirklichkeit und ihrer Winke spotteten. Das war Vermessenheit. Wundern wir uns nun, daß es auch als Masquerade endete, ja als schaaale Komödie? Und das ist schade, weil es so hell und schön und heiter angefangen. — Ein Fatum, mein Freund. So bin ich belehrt.“

Er studirte nicht den Brief, aber die Stelle, wo ihre Unterschrift stand. „Ob nicht die Spuren einer einzigen Thräne?“ Er hätte ein größerer Chemiker sein müssen, als er war, sie zu entdecken; denn ein Tropfen aus seinem Auge verlöschte die trockene oder feuchte Stelle!

Bis Mittag hatte Helenens Familie geraftet, und sie segelten mit ihren Verwandten auf einem größern Rahne nach Neapel zurück. In der Gesellschaft war eine peinliche Stimmung; sie fühlten alle, es war eine Reise auf Nimmerwiedersehn von Italien. Auch Valentinens Späße wurden nicht goutirt. Die Kad schlagenden Delphine amüsirten nur die jüngeren Mitglieder; aber Helene schrak

krampfhaft zusammen als Eugen gesagt: „Die schießen Burzelbäume.“ Als Tante Kriesewitz meinte: diesmal habe er doch nichts unkluges geäußert, entgegnete sie fast scharf: „Nein, gewiß nicht; aber aus seinem Munde ist es Profanation.“ Die Tanten sahen sich verwundert an und glaubten, Helene wäre seefrank.

Aber sie waren im Irrthum; Helene erschrak auch nicht, als durch Zufall ein anderer kleinerer Kahn mit ihnen kreuzte. Er flog, vom Winde getragen, pfeilschnell in der Richtung nach Ischia, und als er, ein fünfzig Schritt von ihrem Schiffe, vorüber segelte, erkannte man die Person darin. „Der Maler — von gestern,“ rief Tante Klingebeil. „Heute sieht er ja wie ein Reichenhahn aus!“ sagte Eugen.

Der Herr im kleinen Kahne lüftete höflich seinen Hut; die Damen grüßten auch höflich. Eginhard und Helene blickten länger als die Uebrigen einer nach dem andern. Es wäre erstaunenswürdig, sagte die eine Tante: wie weit Helene über's Meer sehen, die andre: wie musterhaft sie die Contenance behalten könne. In Eginhard's Kahn war Niemand, um Beobachtungen zu machen, wie weit er über's Meer sehen und die Contenance halten könne? Aber als die beiden Kähne so weit auseinander waren, daß man die Gesichtszüge nicht mehr sehen konnte, wandte

Helene sich plötzlich auf die andere Seite und verbarg ihr Gesicht, auf die Bank zusammengesunken. Ob Frau Susanna bemerkte, daß sie schwach wurde, weiß ich nicht, aber sie bedeckte sie mit ihrem Shawl. „Sie fröstelte nur etwas,“ meinte die andere; die Mutter nickte dazu, zur Tochter aber flüsterte sie; „Du liebes, liebes Kind; auch für die Starken kommt die Stunde, wo sie schwach werden.“

In der Gesellschaft herrschte ein unbehagliches Schweigen. Wenn sie Lust hatten zu reden, scheuchten die ernstesten Gesichter der Mutter und der Tochter es zurück. Doch müssen sie vieles im Stillen verhandelt haben, denn als Aurelie schüchtern gefragt hatte: was denn die Macht der Verhältnisse wäre? und die Orakel schwiegen, hatte die Cousine ihr etwas in's Ohr geflüstert. Niemand hörte es wieder, aber es klang wie: „Wenn ein Bedienter einen Brief erst morgen bringt, den er schon gestern gebracht haben sollte.“

Als sie auch in Neapel zur Abreise fertig, und die Wagen in der San Lucia schon gepackt waren, kitzelte Helene noch gedankenvoll mit dem Diamantring an der Fensterscheibe. Das Stubenmädchen, welches seiner schönen Prinzessin, wie sie dieselbe nannte, vom Fenster aus nachsah, fand unverständliche Buchstaben und Worte in der

Scheibe. Deutsche, welche nachher das Zimmer einnahmen, lasen den Inhalt: „Nur die Verhältnisse haben uns getrennt.“

Seltzam! — In der Insel Ischia schießt aus deren smaragdenen Felsern und Berggeländen ein steiler, tochter Fels in die Wolken empor; als wäre die ganze Insel der Grabhügel seines Riesenleibes. Es ist der Pic des Epomeo, der ausgebrannte Vulcan, der noch im Mittelalter Ischia verwüstet und umgebildet hat. Auf jener Klippe, dem höchsten Auswurf, den der Vulcan in die Wolken sprühte und wieder versteinert zurück ließ, wohnt ein Einsiedler, der in dem Bimsteine seine Höhlen maulwurfsartig gebohrt hat. Und darüber, auf der äußersten Spitze des Hornes, wo selten ein Fuß sich auf die schwindelnde Höhe wagt, fanden Deutsche eine deutsche Inschrift eingegraben, etwa der Art wie die in der Fensterscheibe der Santa Lucia: „Nur die Macht der Verhältnisse riß uns auseinander.“

Der Einsiedler erzählte ihnen, daß ein Deutscher mehrere Wochen hier gewohnt hatte. In einer der kleinen Höhlen,

wo kaum Erbsenstroh zum Lager aufzutreiben war, schlief er oft Tage lang, offenbar halb nährisch, ob er doch ein vornehmer Herr war; denn er pflegte von Morgens bis Abends auf dem Horn zu reiten und schaute nach der Gegend, die freilich schön ist, denn man überfieht unter sich, wie auf einem grünen Teller, die ganze Insel und das wunderschöne Meer mit Vorgebirgen und den andern Eiländern, so lochend, daß bekanntlich Ulysses Jahrelang daselbst blieb; aber ein vernünftiger Mensch muß doch endlich, meinte der Eremit, auch des Paradieses satt werden. Wenn man ihm die Frage stellte, warum er das thue? gab er verschiedene Antworten: nur Luft zu athmen, oder um keine Menschen zu wittern. Oder was doch fast ganz unsinnig schien: hier merke er zuerst, woher der Wind kommt. Zu einem Polizeibeamten, der endlich doch hingeschickt worden, um wegen des langen Verweilens und der eigentlichen Absicht des Sonderlings zu untersuchen, hatte er entgegnet: er lebe hier nur, weil es hier keine Verhältnisse gebe. Die Obrigkeit hielt diese Angabe confus und verfälscht, und vermuthete auf einen Falschmünzer; als sie aber auf's Neue den Berg hinauf schicken ließ, war er schon auf einem Schifferkahn längst über alle Berge. Zum Eremiten hatte er gesagt: nach Deutschland, weil der Wind dort sich gedreht. Und der Ein-

stiedler ihn wieder gefragt: was ihm das nütze? hatte er geantwortet: weil der Wind die Verhältnisse rüttelte und schiebe; nur das sei noch zweifelhaft, ob er in den Aether oder in's Chaos fahren werde. Der Eremit, überhaupt kein Dummkopf, machte dabei eine schlaue Miene, und die Polizei eine Note davon. Eginhard steht im schwarzen Buche in Neapel verzeichnet, und wehe Einem, der dieses Namens sich über die Gränze beider Sicilien wagt; er wird sofort als Falschmünzer oder noch schlimmer in einen der Kerker geworfen, wo nur Erdbeben, Revolution oder der Tod die Gefangenen erlösen.

Die Hieroglyphen, wenigstens der neapolitanischen Polizei, welche Eginhard in den Bimstein des Epomeo geschnitten hat, waren noch in späten Jahren zu lesen, dahinter fand sich aber jetzt noch eine andere frischere Inschrift, Verse, von einem deutschen Reisenden offenbar als Antwort auf die vorige eingegraben. Sie lautete:

Was Du Verhältnisse schiltst, wird dann erst zu Mauer und
Burgwall,
Wenn Du mit männlichem Muth nicht dran zu rütteln gewagt;
Stachelt nicht Liebe Dich, Stolz, und wurzelt im Busen der
Hochmuth
Ach dann versteinert zum Fels, was Dich nur, Schatten, geneckt.

Daß die Hexameter etwas hölzern sind, bedarf keiner Erwähnung; aber bedenke man, welche Mühe es kostet,

auf Bismstein Verse zu schreiben, und die Situation, auf welcher der Schreibende dabei unter dem Horn des Epomeo liegen muß. Es ist keine Kleinigkeit!

Auch in der Fensterscheibe der Santa Lucia hatte man eine andere Ueberschrift gefunden, die wahrscheinlich ebenfalls Antwort auf die vorige gewesen sein sollte.

„Für den Fürchtenden sind die Verhältnisse diamantene Ketten; für den Beherzten werden sie oft nur klappernde Bogelscheuchen.“

Die Scheibe ist indeß nicht mehr; eine neue ist eingesetzt mit einer andern Inschrift. Die Cameriera erzählt jetzt darüber: etliche Jahre nach jenem Vorfall habe sie in einer schönen Dame, welche im Hotel eintrat, sogleich dieselbe erkannt, die damals dort gewohnt; aber jetzt nicht mit einer kranken Mutter, sondern mit einem stattlichen Herrn, der ihr Gemahl war. Als die Dame eilte, um das Fenster aufzureißen und nach dem Golf und Besuv zu sehen, stieß sie einen Schrei aus und zugleich sprang die Scheibe. Ob es nun zufällig gewesen, weil sie so heftig stieß, oder absichtlich, die Scheibe ging entzwei, und die Glasscherben fielen auf den Boden. Als der Herr sie

aufheben wollte, entspann zwischen beiden ein kleiner Streit, aber nicht im Bösen, meinte das Kammermädchen; sie wollte, er solle die Scheiben nicht lesen. Er lächelte, und das wichtigste war, daß die Dame und der Herr beide erklärten, sie hätten Schuld, daß die Scheibe zerbrach, und wollten das Glas bezahlen lassen. Der Glaser mußte auch am selben Tage die neue Scheibe einsetzen, aber als die Herrschaften nächsten Tages wieder fortfuhren, und zwar nach Sorrent, was sie gar nicht abwarten konnten, fand man auf der neuen Scheibe wieder gekritzelt. Oben stand: adesso siamo uniti. Das verstand sogleich das Stubenmädchen, es bedeutet: „Nun sind wir vereinigt.“ Darunter aber standen mit festerer Handschrift die Worte: per ardua ad astra, welche ein Abbate, sein Beichtvater, dem Mädchen so erklärte: „Nach wie unsäglichen Schwierigkeiten sind wir doch zum Ziel gelangt.“ Diese Scheibe steht man noch jetzt in der Santa Lucia.



Von **Wilhelm Alexis** (W. Häring) sind im Verlage von
Otto Janke in Berlin noch folgende Werke erschienen:

A. Wohlfeile Octav-Ausgaben
mit kleinerer Schrift:

Cabanis. Ein vaterländischer Roman in 6 Bänden.
Dritte Auflage. 48 Bogen Belinpapier. Eleg. geb.
Preis 1 Thlr.

Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländi-
scher Roman in 2 Bänden. Dritte Auflage. 22
Bogen Belinpapier. Eleg. geb. Preis 20 Sgr.

B. Octav-Ausgaben
mit großer Schrift:

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.
Zweite Ausgabe. 5 Bände. Geh. Preis 5 Thlr.

S i e g r i m m.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. Geh. Preis 3 Thlr.

D o r o t h e.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. Geh. Preis 3 Thlr.

Der Roland von Berlin.
Zweite Ausgabe. 3 Bände. Geh. Preis 3 Thlr.



Verzeichniß

neuer

gediegener Unterhaltungs-Schriften

von

L. Mühlbach, Th. Mundt, Th. Mügge, Bogumil Goltz,
Fanny Sewald, G. Gesekiel, A. B. Marx, Heinrich Smidt u. A.
welche im Verlage

von

Otto Janke in Berlin

erschienen und durch solche Buchhandlungen zu beziehen sind.

Schriften von L. Mühlbach.

L. Mühlbach ist eine der interessantesten Schriftstellerinnen der Gegenwart, deren zahlreichen Werken eine kurze biographische Skizze vorausgehen möge. Sie ward am 2. Januar 1816 in Neu-Brandenburg geboren, und ist seit 1839 die Gattin des rühmlichst bekannten Professor Theodor Mundt in Berlin. In ihres Vaters, des Hofraths und Oberbürgermeisters Müller Hause, das der Mittelpunkt des geistigen und geselligen Lebens der ganzen Stadt war, verlebte sie mit ihren zehn Geschwistern ihre Jugend. Viele ausgezeichnete Männer standen mit ihrem Vater in Verbindung, und als derselbe einer gefährlichen Krankheit wegen nach Berlin reisen mußte, nahm er seine Tochter mit. Dort machte sie die Bekanntschaft ausgezeichneter Männer wie Hegel, Gans, Schleiermacher, Nicolovius u. A., die alle mit ihrem Vater befreundet waren und täglich zu ihm kamen. Der Umgang mit diesen Gelehrten, deren Gespräche über wissenschaftliche und künstlerische Themata sie zuhören durfte, übte auf das junge vierzehnjährige Mädchen einen großen Einfluß und weckte in ihr den Drang nach Wissen und Erkennen, wie den Wunsch: sich eines Tages selber auszeichnen zu können. Der noch im selben Jahre 1830 erfolgte Tod ihres Vaters gab ihrem Geist Ernst und Vertiefung und ließ sie Trost suchen in ernster Arbeit und Beschäftigung. Ihre Mutter, eine Frau, welche in geistiger Bildung ihrem Gatten ebenbürtig zur Seite gestanden, ließ ihre Tochter gewähren, leistete ihr rathend und fördernd Hülfe und sorgte dafür, daß Clara's Geist seine Nahrung, ihre Talente ihre Ausbildung fanden. — Im Jahre 1837 erschien ihr erstes Buch, dem bald in schneller Reihenfolge andere folgten. Sie hatte sich den Autornamen Mühlbach gegeben, weil der „Mühlbach“ dem

„Müller“ doch nahe liegt und ihm unentbehrlich ist, und sie zog diesen Namen ihrem eigenen vor, nicht aus Furcht vor der Welt, sondern wegen der Pseudonymlosigkeit des Namens Müller. Sie schaffte sich also ihren Namen E. Mühlbach, das Versehen des Setzers verwandelte indeß das E. in L., und der souveraine Wille des Publikums hat dann später dieses L. zur Louise ausgedeutet.

In dem literarischen Entwicklungsgange L. Mühlbach's unterscheiden sich sehr scharf zwei Perioden. Die erste wird durch ihre socialen Romane bezeichnet, die vorzugsweise einer Darstellung der Kämpfe und Verwickelungen der Gesellschaft in ihren modernen Contrasten und Conflicten gewidmet sind und den Vorzug einer glühenden, schöpferischen Phantasie mit einer wahrhaft poetischen Herzens- und Gemüthsraft vereinigen. Unter diesen ersten Romanen L. Mühlbach's, welche bereits die deutsche Lesewelt mächtig fesselten, sind besonders: „Eva, ein Roman aus Berlins Gegenwart“ (3 Bde. Berl. 1844), „Gisela“ (2 Bde. Altona 1844), „Glück und Geld“ (2 Bde. Altona 1844), „Ein Roman in Berlin“ (3 Bde. Berl. 1846), „Der Zögling der Gesellschaft“ (2 Bde. Berl. 1850) mit Auszeichnung zu nennen. Diese Romane enthielten oft die tiefsten Blicke in Welt- und Menschenleben und zeichneten sich durch glänzende Momente psychologischer Charakteristik und leidenschaftlicher Darstellung aus. Einen schon bedeutenden Uebergang zu der zweiten, vorzugsweise durch historische Romanschöpfungen hervorleuchtenden Periode ihrer Talent-Entwicklung bildeten die Romane: „Aphra Behn“ (3 Bde. Berl. 1850), „Johann Goglowski, der Kaufmann von Berlin“ (3 Bde. Berlin 1850), „Katharina Parr“ (3 Bde. Berl. 1851), „Die Tochter einer Kaiserin“ (2 Bde. Berl. 1848), „Hofgeschichten“ (3 Bde. Berl. 1847). In diesen historischen Romanen, obwohl darin die Gewalt der dichterischen Phantasie noch das Uebergewicht über das Geschichtselement behauptet, waltet ein ungemein drastisches Element, das bereits die Meisterschaft ankündigt, mit der L. Mühlbach über ihren Friedrich dem Großen gewidmeten Romane („Friedrich der Große und sein Hof.“ 4 Abth. in 13 Bänden, das Gesamtwerk in zweiter Ausgabe in 13 Bändchen) sowohl die größten Gestalten der Geschichte wie das totale Leben und Walten einer ganzen Epoche zu erfassen und zu individualisiren verstand. Dies Buch, das seine dauernde Stelle

in der vaterländischen Literatur gefunden, wird sein großes Verdienst stets auch darin behaupten, daß es durch die frische und lebensvolle Kunst seiner Behandlung, wie durch die Bedeutung und Gründlichkeit der in ihm ausgeprägten Geschichtskennntniß, echt geschichtliche Anschauungen in allen Kreisen der Lesewelt verbreitet hat.

Mit nicht geringerer Wirkung folgte „Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof“ (3 Abth. in 12 Bänden), ein historischer Roman, der hinsichtlich seiner künstlerischen Vollenbung vielleicht höher steht, als alle früheren Arbeiten L. Mühlbach's, und in seiner genialen Behandlung ein herrlicher Pendant zu den Friedrichs-Romanen ist. Nicht minder waren es in neuester Zeit „Königin Hortense. Ein napoleonisches Lebensbild“ (2 Bde. 4. Aufl. Berl. 1858), „Historisches Bilderbuch“ (2 Bde.), „Historische Characterbilder“ (2 Bde.), „Der Prinz von Wales“ und „Die Franzosen in Gotha,“ welche den gefeierten Namen L. Mühlbach, der den ersten Celebritäten der modernen Literatur sich anreihet, in allen Gauen des deutschen Vaterlandes umhertragen. Ihr umfassendstes Werk ist „Napoleon in Deutschland“ (4 Abthl. in je 4 Bdn.), das durch geniale Composition, lebensvolle Zeichnung der größten und interessantesten historischen Gestalten unseres Jahrhunderts, und durch eine aus bewunderungswürdiger Geschichtskennntniß geschöpfte Darstellung der bedeutsamsten Situationen der napoleonischen Epoche, auf der Höhe des Mühlbach'schen Talents glänzt. Das neueste literarische Produkt L. Mühlbach's „Erzherzog Johann und seine Zeit“ erstreckt sich ebenso auf das Leben und den Charakter dieses edlen deutschen Fürsten, wie auf die bedeutungsvollen weltgeschichtlichen Ereignisse der Neuzeit in der anschaulichsten und anziehendsten Weise.

A. Wohlfeile Octav-Ausgaben:

Friedrich der Große und sein Hof.

4. Auflage. 3 Thle. Geh. 1 Thlr.

Friedrich der Große und seine Geschwister.

4. Auflage. 6 Thle. Geh. 2 Thlr.

Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof

Erste Abtheilung: Kaiser Joseph und Maria Theresia.

6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abtheilung: Kaiser Joseph und Marie Antoinette.

6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dritte Abtheilung: Kaiser Joseph als Selbstherrscher.

6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Napoleon in Deutschland.

Erste Abtheilung: Raftatt und Jena.

2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Zweite Abtheilung: Napoleon und Königin Louise von Preußen.

2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Im Laufe des Jahres 1860 erscheinen:

Dritte Abtheilung: Napoleon und Blücher.

2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Vierte Abtheilung: Napoleon und der Wiener Congress.

2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

B. Wohlfeile Ausgaben in Taschenformat:

Carl II. und sein Hof.

3 Bände. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Heinrich der Achte und sein Hof,

oder:

Katharina Parr.

3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Friedrich der Große und sein Kaufmann.

3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Fran Meißterin.

2 Bde. 2. Auflage. Geh. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Prinzessin Tartaroff,

oder:

Die Tochter einer Kaiserin.

2 Bde. 2. Auflage. Geh. 22¹/₂ Sgr.

Berlin vor funfzehn Jahren.

3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Königin Hortense.

2 Bde. 4. Auflage. Geh. 20 Sgr.

C. Octav-Ausgaben mit großer Schrift und splendidem
Druck:

Welt und Bühne.

2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Historisches Bilderbuch.

2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes: Du und Sie oder Voltaire und Phyllis.
Graf Rodik von Rosmalde. Rothe Infusorien. Graf Sarjedo.
Longchamps.

Inhalt des zweiten Bandes: Die Gräfin Wartenberg, oder eine
ehrgeizige Frau. Bruder und Schwester. Die Billets. Die
Weltgeschichte und die Mode. Voltaire und sein Hof-Juwelier.

Historische Characterbilder.

4 Bde. Geh. 3 Thlr.

Erster Band: Der Prinz von Wales.

Zweiter Band: Die Franzosen in Gotha.

Dritter Band: Die Gräfin du Cayla. Der Prinz von Lamballe.

Vierter Band: Ein Vormittag Friedrichs II. Prinzessin Orskni.

Königin Hortense.

Ein napoleonisches Lebensbild.

2 Bde. 1. und 2. Auflage. Geh. 3 Thlr.

Napoleon in Deutschland.

Erste Abtheilung: Rastatt und Jena. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Zweite Abtheilung: Napoleon und Königin Louise von Preußen.
4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Dritte Abtheilung: Napoleon und Glücker. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Vierte Abtheilung: Napoleon und der Wiener Congreß. 4 Bde.
Geh. 6 Thlr.

Erzherzog Johann und seine Zeit.

Erste Abtheilung: Andreas Hofer. 3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: Erzherzog Johann und Metternich. 3 Bde.
Geh. 5 Thlr.

Schriften von Th. Mundt.

Theodor Mundt, Doctor der Philosophie und Professor zu Berlin, ist zu Potsdam am 19. Sept. 1808 geboren. Er studirte auf der Universität zu Berlin Philologie und Philosophie, und hielt sich seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig auf. Nachmals dem Jungen Deutschland beigezählt und in Folge dieses in seiner literarischen Thätigkeit einigermaßen gehemmt, ging er auf Reisen, die für ihn sehr bildend wurden. Als er demnächst seinen Wohnsitz in Berlin nahm, vermählte er sich 1839 mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftstellerin und fing, wie die meisten Universal-Autoren der Gegenwart, mit Novellen und Kritiken seine Laufbahn an. Er schrieb „Madelon“ (Leipzig 1832), „Das Duett“ (Berlin 1832), „Der Basilist oder Gesichterstudien“ (Leipzig 1833) und einige Kritiken, die unter dem Titel: „Kritische Wälber“ (Leipzig 1833) erschienen, worin unter andern ein sehr

guter Aufsatz über Stoppel stand, der zuerst das Bedeutenbe in Mundt's kritischem Talente verrieth. Als er sodann in Lebensverhältnisse kam, die ihm Stoff zu biographischen Charakteristiken boten, in denen er mit dem größten Erfolge sich bewegte, veranfaltete er mit Barmhagen von Ense eine Ausgabe von Knebel's „Literarischem Nachlaß und Briefwechsel“ (3 Bde. Leipzig 1835—36) und fügte ihr eine Schilderung Knebel's hinzu, die höchst vortrefflich ist. Sodann setzte er 1835 der unglücklichen Charlotte Stieglitz mit wahrhafter Pietät ein „Denkmal,“ in welchem sein Styl mit einer gewissen Fülle eine passende elegische Stimmung vereinte. In Büchner's „Deutschem Taschenbuche“ (Jahrgang 1) charakterisirte er den fürstlichen Bildler-Musikau, und in Gemeinschaft mit mehreren Gleichgesinnten fing er 1835 an, ein Journal unter dem Titel „Zodiacus“ herauszugeben, das aber seiner Freimüthigkeit wegen verboten wurde. Er schrieb sodann „die Kunst der deutschen Prosa, ästhetisch, literar-geschichtlich, gesellschaftlich“ (Berlin 1837. 2. Auflage 1842), ein Werk, dessen Gedanke sehr glücklich war. Auch gab er die „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft“ (2 Bde. Berlin 1830—37) heraus, wonächst die Zeitschriften „Der Freihafen“ (Altona 1838) und „Der Pilot“ (1840) folgten. Die in den „Dioskuren“ und in der „Zeitung für die elegante Welt“ zerstreuten Aufsätze, auch die Kritiken in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ sammelte er in den vier Büchern seiner „Charactere und Situationen; Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur“ (2 Bde. Wismar und Leipzig 1837), und in dem Taschenbuche „Der Delphin,“ das er zu Altona 1837 und 1838 herausgab, lieferte er eine Novelle „Mutter und Tochter“ und ein Drama „Die Comödie der Neigungen.“ Seine „Spaziergänge und Weltfahrten“ (3 Bde. Altona 1838—1840) berühren London, Paris, die Schweiz, das südliche Frankreich und das Rhonethal, worin vorzüglich die aus Anschauung, Empfindung und Reflexion gemischten Darstellungen ein außerordentliches Talent bezeugen. Seitdem setzte er seine kritische und novellistische Thätigkeit mit sehr großen Erfolgen fort, und namentlich sind seine neuesten Werke: „Pariser Kaiserskizzen“ (1857, 2 Bde.), „Kleine Romane“ (1858, 2 Bde.), „Graf Mirabeau“ (1858, 4 Bde.), „Robespierre“ (1858, 3 Bde.), „Paris und Louis Napoleon“ (1858, 2 Bde.) und „Italienische Zustände“ (1859, 4 Bde.) von größter Be-

deutung. Im Jahre 1849 war Mundt zum Professor der Literatur und Geschichte an der Universität Breslau ernannt und im Jahre 1850 wieder nach Berlin zurückversetzt worden. Die meisten seiner wissenschaftlichen und literar-historischen Werke „Allgemeine Literaturgeschichte“ (3 Bde., 2. Auflage 1849), „Literatur der Gegenwart“ (2. Auflage 1852), „Geschichte der deutschen Stände“ (1854), „Machiavelli“ (2. Auflage 1852), „Geschichte der Gesellschaft“ (2. Auflage, Leipzig 1855), „Aesthetik“ (Berlin 1845), „Dramaturgie“ (2 Bde. 1845) entstammen seiner akademischen Carrière. Auch lieferte Mundt eine Reihe politischer Flugschriften, welche in die Bewegung des Tages eingriffen. Mundt's Schilderungen von politischen Zuständen und von Persönlichkeiten, in welchen sich dieselben als individuelle Spitzen zusammensetzen, sind unübertrefflich, denn individuelle Sensibilität, Mannigfaltigkeit und eine oft mystisch erscheinende Tiefe der Philosophie der Geschichte durchdringen sich bei ihm im lebendigsten Geiste.

Italienische Zustände.

Erster Theil: Piemont und Rom. Geh. 1½ Thlr.

Zweiter Theil: Rom und Pius IX. Geh. 1½ Thlr.

Die schriftstellerische Stärke Th. Mundt's bestand von jeher in der Characterschilderung und Reisebildnerei. Die kosmopolitische Bonhomie seines Wesens befähigte ihn, die Eigenthümlichkeiten fremder Völker vorurtheilsfrei zu betrachten, und eine bedeutende Schilderungsgabe setzt ihn in den Stand, das Gesehene und Gehörte lebendig und klar wiederzugeben. Diese Vorzüge finden sich auch in den gegenwärtigen Schriften, welche jeden Verständigen von Neuem überzeugen müssen, daß weder die „Cavours“ noch die „Bonapartes“ Italien befreien können. Das Heil kann dem unglücklichen Lande überhaupt nicht von außen gebracht werden, weder durch die Diplomatie, noch durch die Revolution. Die entsetzliche sittliche Verkümmernng, an welcher das italienische Volk krankt, ist nur von innen heraus zu heilen, auf jenem Wege, wie ihn einzelne erleuchtete Patrioten vorge schlagen haben. So z. B. der eble römische Fürst Giovanni Torlonia, dessen rührendes Schicksal uns der Verfasser erzählt. Das aber ist ja eben Italiens größtes Mißgeschick daß es wohl

eine ungeheure Menge patriotischer Romöbianten und Krafteher befigt, keineswegs aber viele wirklich denkende Vaterlandsfreunde, welche wissen, daß die Zukunft einer Nation nur auf der Basis der Erziehung und Bildung erbaut werden kann.

Dritter Theil: Rom und Neapel. Geh. 1½ Thlr.

Vierter Theil: Rom und Neapel. 2. Band. Geh. 1½ Thlr.

Diese beiden Bände greifen tief und einschneidend in die vergangene und gegenwärtige Lage desjenigen Landes ein, um welches sich augenblicklich die ganze Politik Europa's dreht. Die Verweltlichung des Kirchenstaates, die Entleidung des Papstthums von seiner politischen Macht, die Aufhebung des Priesterregiments — mit einem Worte: die Reformation Italiens, das ist die eigentliche Friedensfrage der Zeit und in dem Schooße dieses unheilswangeren Problems ruht die Wiebergeburt Italiens. Rom ist nicht nur der Mittelpunkt des Alterthums und des Mittelalters, sondern auch der modernen Zeit, dort ist noch immer die finstere Werkstätte für die eisernen Fesseln der Reaction. Es ist kaum jemals ein tieferer Blick in die innersten Zustände des Kirchenstaates gethan worden, als der Verfasser in den „Leiden Roms“ aufgedeckt hat. Höchst interessant sind auch die Schilderungen der römischen Kerker, welche der Verfasser dabei entwirft; sie übertreffen an Schauerhaftigkeit Alles, was nur von einem wahnsinnigen Tyrannen ausgegrübelt werden kann. Desgleichen wird ein ungemein pikantes und ergötzliches Bild von der römischen Unwissenheit gegeben, so wie die Seele der römischen Reaction, der Cardinal Antonelli, der unvermeidliche Nephew des schwankenden, in sich zerfallenen Pius IX., geschildert. Beide sind die größten Contraste, und das mag wohl die Ursache sein, daß sie als ungleichnamige Pole einander so anziehen und ergänzen. Sehr scharfsinnig stellt hierbei der Verfasser die Vermuthung auf, daß der Kaiser der Franzosen beabsichtige, einst nach dem Tode Pius IX. seinen Neffen Lucian Bonaparte, Sohn des Fürsten von Canino, zum Papste wählen zu lassen, (was nach dem Abgange Antonelli's bei dem jetzigen Einflusse Frankreichs nicht fehlen könnte) und so den Napoleonismus zur Universalfeindz aller Knechtungsbedürftigen Völker zu machen. Auch den Koryphäen der italienischen Freiheit, Mazzini und Garibaldi, hat der Verfasser ein treffliches und lehrreiches Kapitel gewidmet.

Sehr schön knüpft er hierbei an Capitol und Colosseum an, und führt aus dem tiefem Alterthum zu dem jungen Italien hinauf. Von den Skizzen, welche über Neapel gegeben sind, ist das Wesen der Lazzaroni's und ihr Verhältniß zu dem verstorbenen König Ferdinand II. hervorgehoben. Sehr interessant ist der Besuch der Lazzaroni's bei dem Könige in Caserta, der zugleich ein Bild dieses frommen Tyrannen giebt. Die Art, wie sich sein Sohn, der jetzige König, dabei benahm, ist sehr gewinnend. Werden schließlich noch die treffenden Bemerkungen über Kunst und Alterthum erwähnt, welche sich allenthalben neu und originell eingestreut finden, so gehört dieses Werk gewiß zu den besten und anziehendsten Schriften über Italien.

Graf Mirabeau.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Robespierre.

3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser läßt seinem „Mirabeau“ einen „Robespierre“ folgen und setzt damit diese Gattung ergreifender und wahrheitsvoller Geschichtsbilder fort, die er im „Mirabeau“ mit so vielem Erfolg und auf dem Grunde selbstständiger Geschichtsstudien begonnen hatte. Diese Darstellung ist eine echt historische und produktive zugleich und gewährt die eindruckreiche Wirkung, in den geschichtlichen Charakteren und Ereignissen zugleich ihre innerste psychologische Seite, die oft der erste und letzte Erklärungsgrund des Geschehenden ist, hervorzuheben. In Mirabeau und Robespierre stellt der Verfasser die ganze Bewegung der französischen Revolution in ihren entscheidenden Anfängen bis zu ihrer fürchterlichsten Höhe und Selbstvernichtung dar. Robespierre selbst ist eine großartige Zeichnung. Der Verfasser gewinnt dem Helben des Terrorismus überraschende Seiten ab, die sowohl menschlich als historisch in's Gewicht fallen, und reinigt diesen räthselhaften Character, indem er zugleich den verderblichen Umschlag des revolutionairen Princip's an ihm zeigt, von den Flecken, welche die Partei-Geschichtschreiber oft genug auf ihn geworfen. Die Zukunft der französischen Revolution, oder vielmehr ihre sämmtlich illusorischen Ausgänge werden von dem Verfasser namentlich auch in der eben so pikanten als wahrheitsgemäßen

Nebeneinanderstellung Robespierre's und Napoleon's sehr eigenthümlich angedeutet.

Pariser Kaiserskizzen.

2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Kleine Romane.

2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schriften von Th. Mügge.

Octav-Ausgaben mit großer Schrift und splendidem Druck:

Die Erbin.

Roman in 2 Bänden. Geh. 3 Thlr.

Der Weihnachtsabend.

Roman. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Der Majoratsherr.

Roman. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

R o m a n e.

4 Bände.

Erster Band: Karl I. von England und Cromwell.

Zweiter Band: Der Doppelgänger.

Dritter Band: Der Zell von Unterwalden.

Vierter Band: Gefangen und befreit.

Geh. 6 Thlr.

R o m a n e.

4 Bände.

Neue Folge.

Erster Band: Die Standpunkte der Gesellschaft.

Zweiter Band: Der Pfarrer am See.

Dritter Band: Die Dokumente.

Vierter Band: Adam und Eva.

Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat:

Der Voigt von Sift.

Roman in 2 Bänden. 2. Auflage. Geh. 22½ Sgr.

Der Verfasser hat auch durch alle diese Werke seine allbekannte Gelegenheit im Roman und in der Novelle bewiesen. Unter allen Romanbildnern der neueren Zeit steht Theodor Mügge in dem Reichthum der Erfindung, in der originellen Gestaltung der Charactere, in der scharfen, humoristischen Durchführung und der Lebendigkeit des Dialogs obenan. Bei ihm ist nichts zusammengetragen und dürftig an einander geklart, nein, Alles ist organisch aus dem Keime entwickelt, schrittweise emporgehoben und seiner Reife entgegengeführt. Die psychologischen Momente sind meisterhaft angelegt und gesteigert, und die menschlichen Seelenzustände bis in ihre untersten Tiefen mit echter Kenner-schaft beleuchtet.

Theodor Mügge lebt als Schriftsteller in Berlin.

Neue Romane von Fanny Lewald.

4 Bände.

Erster Band: Der Seehof.

Zweiter Band: Schloss Cannenburg.

Dritter Band: Graf Joachim.

Vierter Band: Emilie.

Geh. 6 Thlr.

Diese Sammlung der neuesten Arbeiten der Verfasserin enthält vier Erzählungen, die, obgleich ohne jeden unmittelbaren

Zusammenhang untereinander, doch durch ein Band der Verwandtschaft verschlungen sind und sich gegenwärtig zu einem schönen Gesamtbilde einer eigenbümlich schaffenden dichterischen Kraft ergänzen. Die Verfasserin steht im vollständigsten Gegensatz zu der realistischen Richtung, welche in neuerer Zeit in der Roman-Literatur die Oberhand gewonnen hat, und die, indem sie dem Pulsschlag der Zeit zu lauschen unternimmt, die Poesie meistens in die Prosa des alltäglichen Lebens einschmückt. Sie steht eben so fern der reinen Romantik, ihre Dichtungen bewegen sich vielmehr in einer mittleren Sphäre, wo die Anknüpfungspunkte für die Ideen nicht fehlen, welche das Publikum des Tages bewegen und wo doch die Fäden zerrissen sind, welche den Flug der Phantasie hemmen. Ueberall ist es ein ethisches Problem, welches sie beschäftigt, und vor Allem die Liebe in der ernsteren Gestalt, wo nicht die Leidenschaft allein, sondern gesellschaftliche Combinationen, geistige Verwandtschaften, mannigfaltig anziehende und abstoßende Kräfte das einfache Spiel verwickeln. Gewissermaßen als Pendants stehen die letztgenannten beiden Romane in dieser Beziehung da. Graf Joachim beruht auf dem Conflict des Standesvorurtheils mit der Liebe, und ist denselben, bei höchst anziehender Zeichnung der handelnden Personen, des Grafen Joachim, der Gräfin d'Altremant, ihrer Tochter Eugenie und des bürgerlichen jungen Arztes, in fast dramatisch wirksamer Weise, während „Emilie“ die passive Kraft zarter, verständiger Weiblichkeit den Prüfungen des Lebens gegenüber darstellt. Der „Seehof“ ist eine ergreifende Erzählung, welche zum Theil in die Zeit der französischen Revolution hinüberspielt und deren anmuthigste Seiten von den letzten Strahlen des alten Frankreichs beleuchtet sind, während die Form der Familiengeschichte ungemein glücklich gewählt ist.

Das Mädchen von Hela.

Von

Fanny Lewald.

2 Bde. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

Die Verfasserin schreibt zwar viel, aber Phantasie und Geist verslegen ihr nicht, es ist wirklicher Produktionstrieb in ihren Schriften. Man legt keines ihrer Bücher ohne Ausbeute aus

Unterhaltungs-Bibl. I.

der Hand, denn mit wirklichem Gewinn hat sie die Welt gesehen und die verschiedenen Gesellschaftsklassen beobachtet. Es ist außerdem ein starker Zug männlicher Durchbringungsgebe in ihrem Wesen, die Fähigkeit, die Dinge zu schauen, wie sie sind. Daher glückt es der Verfasserin in hohem Grade, nicht nur weibliche, sondern auch männliche Charactere mit Wahrhaftigkeit zu zeichnen. Alle die angeedeuteten Vorzüge, wozu noch ein sehr gebildeter Styl kommt, begegnen uns auch in diesem Romane.

Die Autorin, Gemahlin des Professors Dr. A. Stahr, lebt zu Berlin.

Diverse Romane und Unterhaltungsschriften.

Sophie von La Roche, die Freundin Wielands.

Von
Judmilla Assing.
Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ludwig van Beethoven Leben und Schaffen.

Von
A. S. Marr.
In 2 Theilen, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag
Beethoven'scher Werke. Geh. 4 Thlr.

Das Leben des Mannes sind seine Thaten, des Künstlers seine Schöpfungen. Die äußerlichen Vorgänge, Zustände, Verhältnisse sind nur Träger und allerdings Bedingungen jenes eigentlichen Lebens; sie können an sich unbedeutend erscheinen, ja, bei Männern geistiger That können sie kaum anders, da der innerlichen Arbeit nicht Wechsel und Bewegung, sondern Einfachheit und Stille des äußerlichen Daseins gemäß sind. Bei wem aber wäre dies zutreffender, als bei dem Tonbildner, dem nicht bloß das Schaffen ein innerlicher Vorgang ist, sondern auch der

Gegenstand des Schaffens? Dem Maler bietet sich die schaubare Welt rings umher mit ihrer beseligten Gestaltenfülle, mit ihrem Licht- und Farbenzauber als Stoff seines Schaffens; der Musiker muß diese Welt in sein Inneres hineinnehmen, um aus ihm heraus sie neubeseelt wiederzugebären.

So war es Nothwendigkeit, daß das Leben des innerlichsten Tonbilders, Beethoven's, nach außen sich am stillsten und einfachsten gestalte; nicht jene bunten Reisebilder hat es aufzuweisen, die Händels und Mozarts Jugend in Italien, Frankreich, England erheiterten, nicht den Kampf zweier Volks- und Kunstprincipe, der um Gluck's hohe That die geistreichsten Köpfe Frankreichs gegen einander scharte, seine Spaltung, noch heut unentschieden, in den Hof und das königliche Paar hineinriß. Nicht jenen behagens- und schimmervollen Ueberfluß kennt es; in dem Spätere geboren wurden, oder den Andere zu erwarten und zu genießen verstanden. In unscheinbarer Enge begann Beethoven seinen Lebenslauf. Besitzlos in die Welt hinaustretend, unerzogen für die Welt, lernte er nicht, zu besitzen und sich ein sicher freies Dasein zu bauen. Damit seine Sendung sich vollziehe, mußte noch ein unheimlich Geschie in den inneren Organismus zerstörend eingreifen, die feste Stille, Einsamkeit von innen heraus um ihn her auszubreiten.

Schließt nun dieses äußerlich so einfache, oft so getrübt Leben eine Fülle geistiger Anschauungen und Thaten in sich, vollbringt die Tonkunst in ihm einen jener Momente, in denen das Alte sich vollends und aus ihm die neue Idee verklärend empor-schwebt: so darf man voraussehen, daß auch das an sich Unscheinbare, vom Geistesstrahl getroffen und durchdrungen, seine wahre Bedeutung und Würdigkeit empfangen wird.

Aber Niemand konnte wohl mehr dazu berufen sein, als Bernhard Marx, den großen Künstler Beethoven und seine Werke zu beurtheilen und uns ein wahres Lebensbild desselben vor Augen zu führen. Nur eine solche Capacität war im Stande, den Genius eines solchen Künstlers nebst allen seinen Gebilden im rechten Lichte zu erforschen.

Der Autor, Professor und Musik-Director an der Universität, lebt zu Berlin.

Berliner Silhouetten.

Von
Ernst Kossak.
Geh. 10 Sgr.

Berliner Federzeichnungen.

Von
Ernst Kossak.
2 Bände. Geh. Jeder Band 10 Sgr.

Die Bevölkerung der norddeutschen Metropole kennt den Verfasser zur Genüge, und weiß, was sie an der von ihm redigirten und fast durchgängig von seiner Feder componirten „Montagspost“ für ein interessantes Blatt besitzt. In allen öffentlichen Lokalen, wo sie ausliegt, wird sie durch Leser aller Klassen so stark in Anspruch genommen, daß sie dem unglücklichen Nachzügler, der erst Dienstags früh sich in sie zu vertiefen Zeit hat, meist wie die Rudera einer Kriegsfahne in die Hände kommt. Ernst Kossak ist aber auch fern von Berlin gekannt und beliebt durch seine zahlreichen Correspondenzen für Feuilletons größerer Zeitungen, wie die Königsberger, Rblnische, Schleßische u. s. w. — In den Berliner Silhouetten bietet er eine Sammlung charakteristischer Schilderungen des Berliner Klein- und Großlebens aus allen Branchen der Gesellschaft. Die tiefe Bildung Kossaks, die echt philologisch genannt werden muß, gerade weil der trockene Stempel gelehrter Pedanterie nicht auf das Buch seiner Kenntnisse gedruckt ist, diese tiefe Bildung ist von wahrster Menschenkenntniß geabelt und deshalb liegt der höchste Humor oft dem gewaltigsten Ernst dicht zur Seite. Er hat nicht nur die Weisheit des Lebens, sondern das Leben selbst studirt und in succum et sanguinem aufgenommen.

Von Jena nach Königsberg.

Von
George Geseke.
3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Exacte Menschenkenntniß

in
Studien und Stereoskopen.

Von
Bogumil Goltz.
2 Bände.

Erste Abtheilung: Physiognomie und Characteristik des Volkes.

Zweite Abtheilung: Zur Naturgeschichte der Frauen.

Preis jeder Abtheilung 1 Thlr.

Die Deutschen.

Von
Bogumil Goltz.
2 Bände. Geh. 2 Thlr.

Alle literarischen Producte dieses originellen, geistreichen Autors erlangen ihren höchsten Werth in der Hand eines Denkers, welcher den Stoff zu Studien nicht weniger an den Gedanken des Autors finden wird, als ihn dieser an allen Erscheinungen des Lebens findet; und außerdem sind sie allen wahren Freunden des Humors zu empfehlen für ihre stillen Lesestunden in schattigen Lauben, Sommerwohnungen und Gartenhäusern, oder im gemüthlichen Studirzimmer. Es wechseln in allen Werken des Autors Stellen des wildesten Jornes mit wehmüthigen Klagen über den Jammer der Existenz, glückliche seltene Tiefblicke in die Geheimnisse der Menschheit und niederschmetternde Satyren gegen ihre Gebrechen und Auswüchse. Darum gehört, um den seltsamen Geist, der sich hier vernehmen läßt, nicht mißzuverstehen, Sammlung zu seiner Lectüre, Nachsicht mit humoristischen Wunderlichkeiten und Empfänglichkeit für den prachtvollen Flug seiner schönen Gedanken und feinsten Untersuchungen.

Der Autor lebt als Schriftsteller in der Reichelsstadt Thorn.

Lucas Cranach.

Von
Hermann von Maltitz.
3 Bände. Geh. Preis 4 Thlr.

Schriften von Heinrich Smidt.

Geschichten aus See und von der fasten Wall.

3 Bände.

Erster Band: Der Krämer von Glah. Die Schiffspathe.

Zweiter Band: Planzer und Freineger. Aus dem Waisenhanse.

Dritter Band: Capitain und Matrosk. Altona's achter Januar.

Geh. 4 Thlr.

Herr Nentier Rosentipfel und seine beiden Nessen,

oder

die harmlosen Tage im goldenen Berlin.

Geh. 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

M a r i n e b i l d e r.

Neue Seegeschichten.

Geh. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Manier des Verfassers ist bekannt. Es ist eine leichte, hübsche, keine Langerweile zulassende Manier. Man bewegt sich gerne unter den braven, muntern Seeleuten, welche uns Smidt mit photographischer Treue vor Augen führt. Er giebt uns in vorliegender Sammlung 14 Novelletten aus dem Seeleben, unter welchen besonders die erste („Feuersbrunst“) und die dreizehnte („Ein Seemannschwan“) eine ganz besondere Beachtung verdienen.

Der Verfasser, früherer Schiffs-Capitain, lebt als Bibliothekar des Königl. Kriegsministeriums in Berlin.

Die Brautshaw.

Von

Caroline von Göhren.

2 Theile. Geh. 2 Thlr.

Schriften von Hans Wachenhusen.

A r m a n d.

2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

R o m u n d S a h a r a.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Der neue Polykrates.

3 Bde. Geh. 5 Thlr.

Skizzenbuch aus Neuenburg.

Geh. 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

Der Agitator von Irland.

Von

Mine von Schlichtkrull.

4 Bde. Geh. 4 Thlr.

Die Verfasserin kennt offenbar den Boden, auf welchen sie sich in diesem Werke begiebt, genau. Der politische Hintergrund, auf welchem die Novelle sich bewegt, sind die Kämpfe Irlands um seine Emanzipation. Die Verfasserin hat es vortrefflich verstanden, dieses politische Motiv auch psychologisch wirksam zu machen und in dem Lebensgang ihres Helden und ihrer Heldin den Verlauf eines Volksgeschickes aufzuzeigen. Die ganze Erzählung ist spannend, während Einzelheiten darin von großer dichterischer Begabung Zeugniß geben. So insbesondere die glühende und dennoch keusche Schilderung der Hochzeitsnacht Bryam's und Geraldine's, welche unzweifelhaft den Glanzpunkt des Buches ausmacht.

Die Verfasserin lebt in Berlin.

D e r H t o p i e r.

Roman. Geh. 1 Thlr.

James der Zweite und sein Fall.

Von

Geodor Steffens.

Historischer Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Da in diesem Werke die Geschichte der letzten Regierungsjahre Jacobs II. sehr genau nach den schriftlichen Quellen bearbeitet ist, gleichzeitig aber auch die Personen des Romanes in stete Verührung mit denen der Geschichte treten, so wird das Interesse an beiden erhöht, und der Leser findet daher eine sehr anziehende Belehrung über eine der wichtigsten und folgerichsten Epochen der Geschichte Englands.

Der überaus fließende Styl vermittelt die Verschmelzung der Stoffe aufs Beste.

Friedemann Bach.

Von

A. E. Brachvogel.

(Verfasser des „Marzif“.)

Roman. 3 Bde. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr.

Politische Irrgänge des Alonsius Schnapp.

Von

H. K. G.

2 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schloß Kuckernese.

Von

Leo Goldammer.

Geh. 1 Thlr.

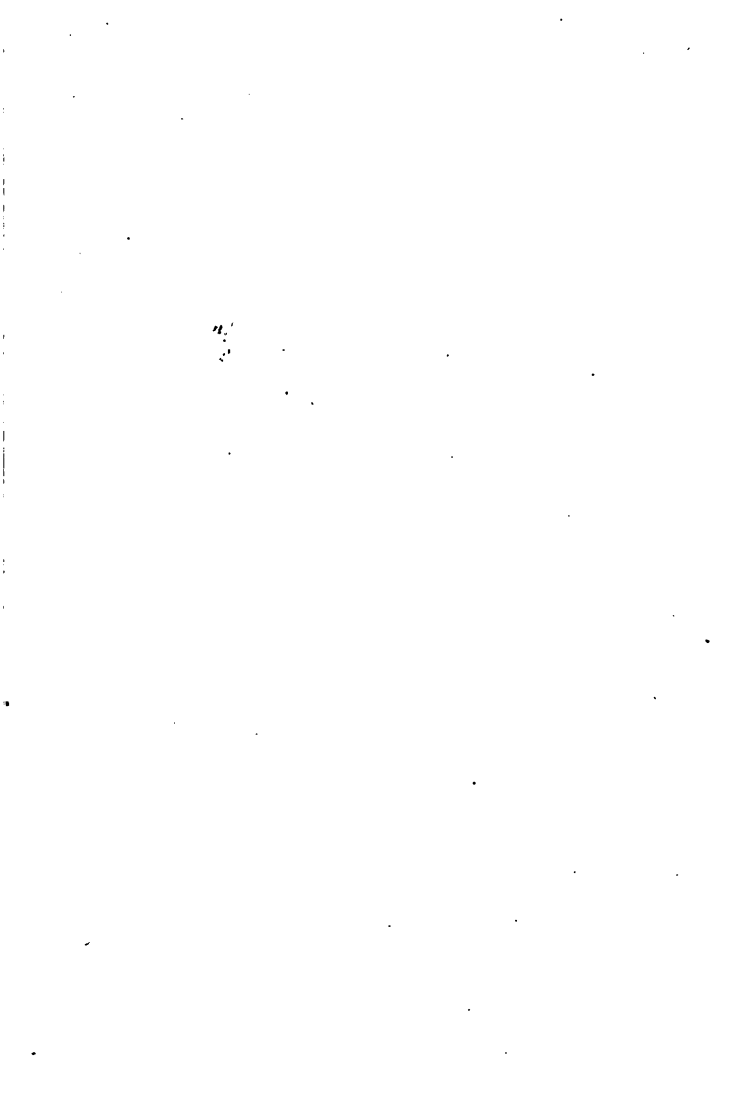
Der weibliche Majoratserbe.

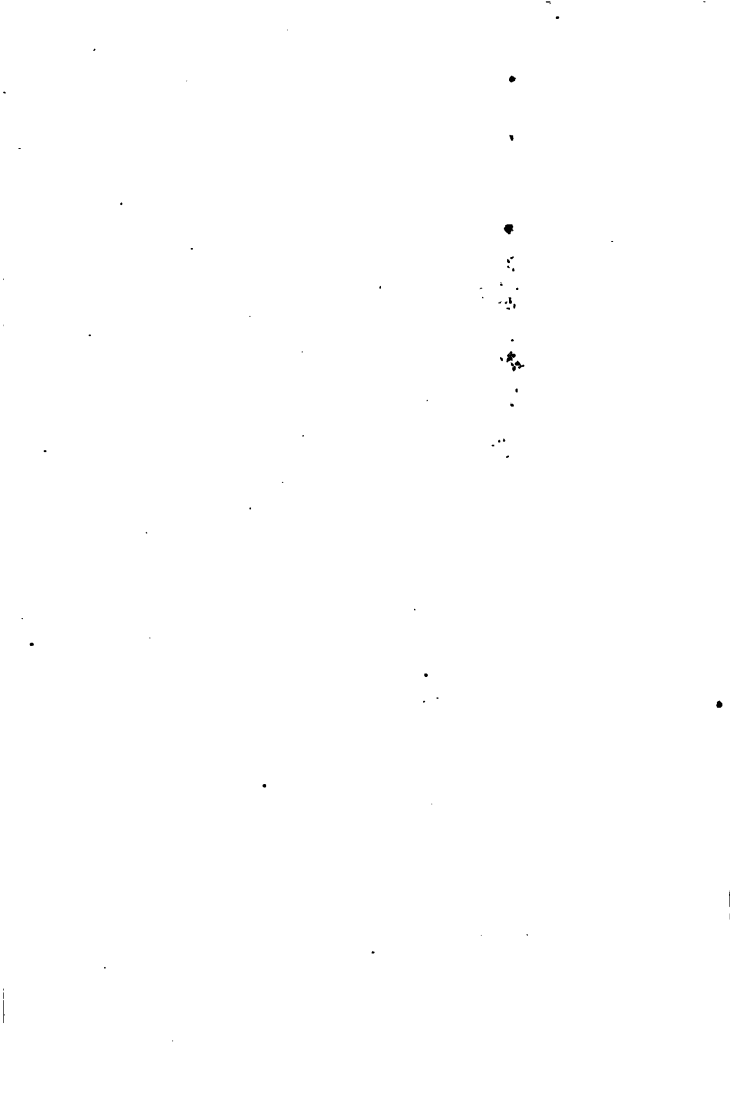
Von

Baronin von Keller.

2 Bde. Geh. 2 Thlr.







— 50.

9/7 79.

